Montroyal.

Eine Erzählung von der Mosel

von

Ernst Pasqué.

Verfasser von: „Das Griesheimer Haus." — „Die Komödiantenhexe."
„Der Goldengel von Cöln" ꝛc.

Erster Band.

Berlin, 1873.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Erster Band:

Der neue Herr von Beuren.

Der neue Herr von Beuren.

Zwei Tage an der Mosel.

(Einleitung.)

Es war im Jahre 186*, als ich nach einem an Arbeit reichen Sommer eine Erholungs- und Fußreise durch die Thäler der Nahe, Saar und Mosel machte. In Trier konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, eine kurze Strecke mit dem Postwagen, der hier noch in vollster Blüthe stehenden Reisegelegenheit, zurückzulegen. Ich nahm ein Billet bis Bernkastel und stellte mich zur bestimmten Abfahrtsstunde ein; der Postillon blies — selten gehörter, doch trauliche Erinnerungen weckender Ton! — und hinein kroch ich in den engen viereckigen Kasten. Ich hatte Nummer Eins, also den besten Platz. Nach mir bestieg ein kleiner rundbäuchiger geistlicher Herr mit Hülfe eines ältlichen, doch sehr behenden Frauenzimmers, das sich auf den ersten Blick als dessen Haus-

hälterin erwies, das Gefährt. Nun folgten, wenn auch keine Passagiere mehr, doch ein Kanarienvogel in einem prächtigen Bauer und ein gewaltiges Etwas, das eine entfernte Aehnlichkeit mit einem riesigen Schinken, oder sonstigen animalischen Hintertheil hatte und in feuchte, nach Essig duftende Tücher eingeschlagen war. Laut schallend wurde der Wagenschlag zugeworfen, der Schwager kletterte auf den Bock und noch hatten wir uns im Innern des Kastens nicht zurechtgefunden, oder besser gesagt, häuslich eingerichtet, als der Wagen sich schon unter hellen Posthornklängen in Bewegung setzte und davonfuhr.

Das alte Herrchen hatte sich neben mich in die Ecke fallen lassen und die Jungfer Haushälterin mußte sich, nicht ohne einen Blick des Mißbehagens auf mich, ihm gegenüber setzen. Dafür befestigte sie unbarmherzig den Vogelbauer und das unbekannte Etwas, das sich mir denn doch endlich durch den Geruch als eine Hammelskeule verrieth, an der Decke und in der Mitte des Wagens so, daß das gewaltige Bratenstück mir ordentlich vor der Nase baumelte und beim ersten Stoß des Gefährts auch ohnfehlbar den Weg zu meinem Munde — nur nicht in

der richtigen und einzig willkommenen Weise, gefunden haben würde.

Ruhig, sogar zuvorkommend lächelnd, hatte ich Alles geschehen lassen, denn ich begriff sehr wohl die üble Laune meiner Mitreisenden, die als sorgsame Pflegerin ihres Herrn lieber neben ihm, als durch einen riesigen Vogelbauer von ihm getrennt, gesessen hätte. Der alte kleine Pfarrer sagte auch kein Wörtchen; es schien fast, als ob er ein Gläschen Moseler beim Abschied von irgend einem Herrn Confrater zu viel getrunken, und die Hände über dem runden Bäuchlein gefaltet, jetzt in seiner Ecke, die genossenen herrlichen Gottesgaben in einem ruhigen Schläflein verdauen wollte. Als er aber die mir gegenüber nichts weniger als comfortablen Arrangements seiner Jungfer Haushälterin bemerkte, öffnete er endlich seinen Mund und bedeutete diese mit einzelnen abgerissenen Worten, den Sonntagsbraten nur neben sich auf die Sitzbank zu legen, wobei er mich zugleich mit einem so gutmüthigen Lächeln anblickte, das wohl als Entschuldigung gelten konnte und von mir auch als solche aufgenommen wurde.

Ein schüchterner Protest von Seiten der Huashälterin

erfolgte. Da legte ich mich rasch in's Mittel und bot lächelnd der Dame meinen Platz an. Wie strahlte deren Gesicht! So mürrisch sie bisher gewesen, so freundlich und zuvorkommend wurde sie nun, als sie endlich neben Sr. Hochwürden saß. Auch der alte Herr lächelte und sandte mir unter leichtem Kopfnicken einen freundlich dankenden Blick zu, dann schloß er die kleinen Aeuglein und sank in den ersehnten und gewiß süßen Schlummer.

Weiter humpelte der schwerfällige Postkarren, durch die Porta nigra zur Stadt hinaus, St. Paulin, dem Dörfchen Ruwer zu; immerfort schlief der alte Herr, und immerfort war seine sorgsame Gefährtin beschäftigt, die Fliegen von seinem ziemlich gerötheten Antlitz zu verscheuchen. Endlich, nach einer langen Stunde, als das Gefährt bei Schweig die Mosel zu passiren hatte, wachte der Pfarrer auf. Sein Blick, ebenso klar wie gutmüthig-freundlich, fiel sofort auf mich und ein Gespräch begann.

Nachdem er mir in heiterer Weise für die Abtretung meines Platzes an seine brave und tüchtige, ihn nur zu sehr verwöhnende Jungfer Haushälterin gedankt, richtete er die Frage an mich, wohin die Reise ginge.

Ich erzählte ihm, welche Bewandniß es mit meinem Ausflug habe und daß ich zur Abwechselung mit der Post bis Bernkastel fahre, dann aber zu Fuß nach Trarbach und durch das Moselthal zu wandern gedenke.

„Dann haben Sie eine prächtige Reise vor sich," sagte er mit leuchtenden Aeuglein. „Ich kenne das Land! Doch gehen Sie ja nicht zu rasch den schönen und interessanten Punkten vorüber, an denen unsere Mosel so reich ist. Bei Trarbach lassen Sie sich übersetzen und besteigen vorerst den Montroyal."

„Das ist meine Absicht. Von seiner Höhe will ich in die beiden Moselthäler niederschauen, die Stätte sehen, wo jener gewaltthätige französische König, Ludwig XIV., mitten in deutschem Gebiet eine Festung anlegen konnte, von wo aus er die Lande ringsum in so unerhörter Weise brandschatzte."

„Der Punkt muß strategisch von Wichtigkeit sein. Gedachten doch auch die Preußen Anno 1793 den Montroyal zu befestigen und ist dies Project sogar noch einmal in diesem Jahre aufgetaucht! Doch auch Anderes — Seltsames hat der Berg erlebt," fuhr der Pfarrer mit

eigenthümlicher Betonung fort, „und wenn seine Steintrümmer reden könnten, so würden Sie dort oben sonderbare Geschichten vernehmen. — Doch Sie sind wohl kein Freund von solchen Erzählungen?“

„Im Gegentheil,“ erwiderte ich lachend. „Ich liebe derlei seltsame Geschichten so sehr, daß ich förmlich Jagd darauf mache — um sie Andern wieder zu erzählen. Haben die Ruinen des Montroyal wirklich Ungewöhnliches gesehen, so will ich es erfahren und sollte ich es in einsam stiller Nacht von den Geistern des Ortes erlauschen müssen.“

„Ah!“ rief der alte Herr langgedehnt, indem er mich dabei mit ganz anderen Blicken als bisher anschaute. „Wenn das der Fall ist, so sollen Sie es leichter haben. Kommen Sie zu mir und Sie sollen eine Geschichte von Montroyal erfahren, Begebenheiten, die sich dort zugetragen, wie Sie sich solche nicht eigenthümlicher und ergreifender denken und ausmalen können.“

„Der Herr könnte uns ja am Sonntag die Ehre erweisen,“ warf die Haushälterin ein, indem sie mit bezeichnender Geberde auf das duftende Bratenstück deutete.

„Hast Recht, Ursula,“ entgegnete lachend der Pfarrer, „und wenn der Herr mit einem bescheidenen Mahl bei einem einfachen Dorfpfarrer vorlieb nehmen will, so soll er mir von ganzem Herzen willkommen sein.“

Obgleich das Anerbieten für mich, als Erzähler, etwas sehr Verlockendes hatte, so war ich doch nicht im Stande, es sofort mit gebührendem Dank anzunehmen. Anderes lag mir im Sinne und zu kurz war mir die freie Zeit bemessen, um mehrere Tage an einem Orte verweilen zu können. Ich theilte dies Alles dem freundlichen Pfarrer mit, versprach ihm jedoch, wenn es nur irgend anginge, ihn aufzusuchen, und auch mit diesem halben Versprechen schien er zufrieden zu sein. War es mir doch fast, als ob sein Blick sagen wollte: „Ich werde Dich doch noch bei mir sehen! Hast Du erst einmal ein Stündchen auf dem Berge zugebracht, hat der Zauber des Orts auf Dich gewirkt, so wirst Du zu mir kommen, um von dem Alten zu erbitten, was er Dir jetzt freiwillig angeboten.“

Freundlich wie zuvor nannte mir der alte Herr den Namen seines Pfarrdorfs, und weiter plauderten wir von

dem herrlichen Mosellande, das wir in unserem engen Postwagen langsam durchfuhren.

In Bernkastel trennten wir uns. Der Pfarrer zog mit seiner Jungfer Haushälterin, dem Kanarienvogel und der riesigen Hammelkeule, seiner Heimath zu, nicht ohne vorher nochmals seine Einladung mit dem Bemerken wiederholt zu haben, daß Jungfer Ursula mein Couvert schon herrichten würde. Ich reckte die durch das Fahren steif gewordenen Glieder, schob die Ledertasche auf der Schulter zurecht nnd setzte meine Fußtour fort.

Nachdem ich mich in dem alten Städtchen sattsam umgesehen, zog ich über den Berg nach Trarbach und spät am Abend war es, als ich dort anlangte. Ein bescheidenes Gasthaus nahm mich auf und nach einer recht frugalen Abendmahlzeit schlief ich so fest und gut, wie mein freundlicher Pfarrer am Morgen nach seinem Frühstück.

Am andern Morgen in der Frühe machte ich mich auf den Weg nach dem Montroyal. Auf der breiten Fähre setzte ich über die Mosel, welche nicht weit von der Ueberfahrtsstelle aus den Bergen hervortritt, dann in

gefälliger Windung an Trarbach vorbeifließt, um auf's Neue zwischen grünen Höhen zu verschwinden, in ihrem Lauf scheinbar wieder dorthin zurückzukehren, woher sie gekommen. Traben war bald erreicht und heiter wanderte ich nun die Höhe hinan, in den schönen sonnigen Morgen hinein. Hinter den letzten Häusern des Orts führte die immer sanft ansteigende Straße noch eine geraume Strecke an Gärten, einzelnen Baumgruppen, dann an Aeckern vorbei, bis sie endlich auf der Höhe in einer kahlen, mit spärlichem Gras bedeckten Ebene förmlich verlief.

Ich hatte das Plateau erreicht, auf dem die Zwingburg Ludwig XIV. gestanden. Deutlich erkannte ich die Stelle des kleinen Thors nach Traben zu, die Bastionen, welche es beherrschten und vertheidigten, und nun durchschritt ich das Terrain, auf dem die eigentliche Stadt gestanden. Je weiter ich vordrang, je mehr verengten sich zu beiden Seiten die Berg- und Felsenabhänge, während die Reste und Spuren der äußeren Befestigungen sich in weitem Bogen näherten und endlich vereinigten. Hier hatte ich den schmalsten Theil dieser eigenthümlichen Halbinsel erreicht und ein wahrhaft überraschender, entzückender

Anblick bot sich mir dar. In die beiden Moselthäler schaute ich hinab, die in herrlichster Farbenpracht, von der Morgensonne bestrahlt, vor mir lagen. Rechts, auf dem jenseitigen Ufer des Flusses, der wie ein Silberband sich durch die grünen Höhen wand, tauchte das Dörfchen Wolff mit seiner hübschen Klosterruine auf, darüber hinaus sah ich Cröv, die Hauptstadt des seltsamen „Cröver Reiches". Links, und fast meinem Standpunkt gegenüber, lag das freundliche Enkirch und weiter nach Trarbach zu erblickte ich die Ruinen der Starken- und Gräfinnenburgen, mit den reichbewaldeten Bergkuppen des Hunsrück im Hintergrunde. In entgegengesetzter Richtung aber, nach der Eifel zu, zog sich das Hochland unabsehbar hin, wellenförmig, von grünen Waldstrecken unterbrochen, von scharfgezeichneten Bergkuppen eingerahmt, und hie und da, mit Dörfern, Ruinen ehemaliger Klöster und Burgen geschmückt. Ich konnte mich nicht trennen von dem herrlichen Fleckchen Erde und nicht satt schauen an den bunten mannichfaltigen Bildern, die in sonnigster Beleuchtung sich meinem Auge darboten.

Lange saß ich auf den mit spärlichem Gras und Moos

bedeckten Trümmern der Bastionen der französischen Festung und blickte sinnend hinaus in das blühende Land ringsum, auf den fahlgrünen Bergrücken. Einen stolzen Namen trug er: „Montroyal", und freilich war es ein königlicher Berg, stolz und prächtig, durch das, was er dem Auge bot, doch nicht in dem Sinne, wie jener vierzehnte Ludwig ihn getauft. Oede und todt lag er vor mir, hie und da mit einzelnen Steintrümmern bedeckt, von solchen umzogen. Doch je länger ich auf die kahle Fläche schaute, je mehr schien sie von ihrer Oede zu verlieren und vor meinem inneren Auge erstand endlich die alte Festung mit ihren Schanzen und Basteien, ihren regelmäßigen Häuserquadraten, der Kirche, den drei Thoreingängen, Casernen und Casematten, welche als Magazine für das gestohlene Hab und Gut der armen Bewohner des Mosellandes und des Hunsrück dienten.

Ich sah die französische Soldaten, wie sie Anno 1687, achttausend Mann stark mit dem königlichen Intendanten de la Goupillière und dem General-Lieutenant Grafen von Bussy an der Spitze, heimlich zu Schiffe und zu Lande die Mosel herabgekommen, um sich auf dem Tra-

bener Berge festzusetzen; ich sah, wie die Bauern aus der Gegend ringsum gewaltsam vom Pfluge, aus ihren Häusern weggerissen und zu den Festungsarbeiten gepreßt wurden. Es sollen ihrer über Fünftausend Tag und Nacht an dieser französischen Raub- und Zwingburg, mitten in deutschen Landen, gearbeitet und gebaut haben! Und während die Armen die harten Felsen behauen, Bastionen, Häuser und Casernen errichten mußten, zogen die französischen Soldaten, unter dem Vorwande Deserteure zu suchen, oder solchen die Wege zu verlegen, plündernd im ganzen Mosellande, auf dem Hunsrück umher, und alles Geraubte wurde nach der neuen starken Festung geschleppt, welche nach dem Befehl ihres Herrn, des allerchristlichsten Königs, den stolzen Namen „Montroyal“ führen sollte.

Bald war das Werk vollendet und immer mehr wurden die Lande in der Runde von der französischen Besatzung ausgesogen, immer mehr füllten sich die gewaltigen Gewölbe mit dem Hab und Gut, dem Schweiß und Blut der armen Bewohner. Unzählige freche Gewaltthaten, himmelschreiende Grausamkeiten wurden verübt

und keine Macht fand sich, welche den französischen König und seine räuberischen Horden hätte zur Rechenschaft ziehen können. Das deutsche Reich war besiegt, ohnmächtig — es galt Ludwig XIV. gerade so viel, wie — das „Cröver Reich“, welches die Kugeln des Montroyal zu jeder Stunde vernichten konnten.

Es kam dennoch eine andere, bessere Zeit. Halb Europa erhob sich gegen den mordbrennerischen König, den Pfalzverwüster, und besiegt mußte er endlich, 1697, zu Ryßwik Frieden schließen. Viele — nur zu viele Eroberungen wurden ihm gelassen — auch Straßburg und Elsaß — doch Montroyal mußte er hergeben und schleifen. Zehn Jahre hatte die Zwingburg zum Schrecken und Schaden der deutschen Lande gestanden, nun wurde sie abgetragen, von der Erde vertilgt. Das war ein Jubel in den Thälern, auf den Höhen der Mosel, des Hunsrück, und wenn ihrer Fünftausend an der Festung gebaut, so waren es jetzt wohl Zehntausend, die sie niederrissen. Doch was die Keller und Casematten an geraubtem Gut enthielten, das wurde den Räubern gelassen, und als letzte Gewaltthat zwang Ludwig XIV. das Land, ihm den

Raub abzukaufen. Da fanden sich, wie ein alter Chronist erzählt, unter Anderem an 20,000 Säcke Mehl — der Bestand der ungemahlenen Früchte war nicht zu ermitteln, so groß soll er gewesen sein! 7000 Ctr. Speck, 22,000 Stück Wein und 10,000 Paar gemachte Schuhe. Dies Alles mußten die Händler für Rechnung des französischen Königs verkaufen.

Montroyal war nicht mehr. Bastionen und Casernen, Kirchen und Bürgerhäuser — Alles war zerstört, niedergerissen, verbrannt, der Erde gleich gemacht, und hundert Jahre lang lag der weite Bergrücken mit seinen Trümmerhaufen öde und verlassen da. Die Bewohner der Gegend flohen ihn, weil ihre Phantasie die verfluchte Stätte mit unheimlichen Gestalten bevölkerte.

Was mögen die Ruinen Montroyals nicht während dieser Zeit Seltsames, Unheimliches und Abenteuerliches erlebt haben?! —

So weit war ich mit meinen Gedanken gekommen, da fiel mir mein Reisegefährte von gestern, der alte freundliche Pfarrer, ein. Ich erinnerte mich seines gutmüthigen Gesichts, wie er mir lächelnd zunickte und zu

sagen schien, daß er mir Antwort auf meine Frage geben könne. Schon schaute ich, mich erhebend, nach der Richtung, wo sein Pfarrdorf liegen mußte, doch der Augenblick, die Oertlichkeit nahm mich bald wieder in Anspruch und ich setzte meinen Spaziergang, die genauere Besichtigung der Festungstrümmer fort.

Gegen Mittag kehrte ich nach Trarbach zurück. In meinem Gasthause fand ich mehrere Bürger des Ortes und recht neugierig erkundigte man sich, was ich denn eigentlich so lange auf dem öden Montroyal getrieben. Die Neugierde der guten Leute ging in Staunen und Verwunderung über, als ich ihnen erklärte, daß ich am Nachmittag abermals hingehen und wahrscheinlich auch den Abend bis zur Nacht dort bleiben würde. Das war ihnen unbegreiflich, und während der Eine halb lachend, halb ernsthaft etwas von verborgenen Schätzen flüsterte, die noch aus der Franzosenzeit dort vergraben liegen sollten, meinte ein Anderer, ich sei wohl gar von der Regierung abgesandt, um das Terrain zu studiren, auf dem man eine neue Festung zu bauen beabsichtigte.

Lachend wies ich beide Erklärungen von der Hand,

und war boshaft genug, auch nicht das kleinste Wörtchen fallen zu lassen, welches die guten Leute auf die richtige Spur meiner Vorliebe für die öde, doch auch wieder so überaus schöne Bergeshöhe hätte bringen können.

Am Nachmittag war ich wieder oben. Die ganze Oertlichkeit war mir schon bekannter, vertrauter geworden und nach allen Richtungen durchstreifte ich sie. Auf Mauertrümmer, Reste der ehemals so starken Bastionen, kletterte ich, um von solchem erhöhten Standpunkt einen neuen Blick in die herrliche Mosellandschaft zu gewinnen; durch Felsen und Mauerspalten bahnte ich mir den Einblick in einzelne, halb eingestürzte und verschüttete Gewölbe; zu der allerliebst gelegenen Quelle, nach Enkirch zu, stieg ich hinab — und überall, wohin ich ging und stand, fand ich mich allein, kaum einem Menschen begegnete ich. Die Stätte mußte wohl heute noch ebenso verrufen sein, wie im vorigen Jahrhundert. Dafür aber verfolgten mich allerlei seltsame Bilder, aus der Zeit, da Montroyal noch eine stolze Veste war und da sie gebrochen in Trümmer lag, öde und todt, Furcht und Bangen verbreitend. Bestimmte Formen nahmen die Gebilde meiner erregten

Phantasie an, als es Abend geworden und ich noch immer sinnend in den Ruinen weilte. Wie am Vormittage begannen sie sich mir zu beleben. Doch nicht war es die Stadt und Veste, welche ich erstehen sah, sondern unheimlich regte es sich in den Trümmerhaufen. Nebelhafte Gestalten huschten mir vorüber — und seltsame Reden glaubte ich zu vernehmen. Es war geschehen, der Zauber des Orts hielt mich gefangen und gern ertrug ich seine bestrickende Macht. Tiefe Nacht war es, als ich mich aufraffte und den Heimweg antrat.

Was mich verfolgte, mußte ich los werden. Den alten Pfarrer wollte ich aufsuchen, von ihm hören, was er im Stande war, mir über die düster-schöne Stätte zu sagen. Unwiderstehlich drängte es mich dazu.

Am frühen Morgen des anderen Tages — es war ein Sonntag — verließ ich Trarbach und zog der Heimath des würdigen geistlichen Herrn zu.

Mittag war es, als ich am Ziel meiner Wanderung anlangte und in das reinliche Pfarrstübchen trat. Hell schien die Sonne durch die mit blendend weißen Vorhängen versehenen Fenster und im ledernen Sorgenstuhl saß der

alte freundliche Herr, der keinerlei Ueberraschung zeigte, als er mich erblickte. Nach den ersten Begrüßungen deutete er sogar auf den gedeckten Tisch, indem er das dort befindliche dritte Couvert als für mich bestimmt bezeichnete. So fest war er von meinem Kommen überzeugt gewesen. Jungfer Ursula äußerte ihre Freude in redseligster Weise. Eine Menge Fragen stellte sie, mir kaum Zeit lassend, eine zu beantworten. Auch präsentirte sie mir ihr Kanarienvögelchen in dem prächtigen neuen Käfig, den sie mit von Trier gebracht hatte, und mit schmetternden Klängen begrüßte mich der kleine Reisegefährte, der sich in dem hellen Pfarrstübchen weit behaglicher befand, als in der dumpfen Postkutsche, wo er den Schnabel auch nicht ein einziges Mal aufgethan. Doch noch ein anderes Wiedersehen vermittelte die ehrsame Jungfer Haushälterin, denn auf dem Tische pflanzte sie bald das in feuchte Tücher geschlagene „Etwas“ auf, welches sich mittlerweile in eine wahrhaft prächtige gebratene Hammelskeule verwandelt hatte. Daß einige Flaschen recht köstlichen Moselweines nicht fehlten, brauche ich wohl ebensowenig zu sagen, als daß wir Beide, das alte Herrchen und ich —

Jungfer Ursula nipppte nur — sie vollständig, bis auf die letzten Tropfen leerten.

Nach Tisch machte der Pfarrer sein Schläfchen, dann aber nahm er Stock und Hut und forderte mich auf, ihm zu folgen.

„Weshalb sie zu mir gekommen, weiß ich,“ hub er draußen weiterschreitend an. „Ihre Neugierde soll befriedigt werden, und viel des Seltsamen, Ergreifenden sollen Sie erfahren. Doch zuvor muß ich Sie an einen Ort führen, den Sie kennen lernen müssen, um meine Mittheilungen verstehen und würdigen zu können. Auch wird der kleine Spaziergang uns wohlthun.“

Wir hatten das Dorf verlassen und schritten einem Complex riesiger Bäume zu. Eine Mauer von mehr als gewöhnlicher Höhe umgab das Ganze, welches sich somit als ein Park oder Jagdgehege erwies. Der Pfarrer öffnete eine Thüre in der Mauer; eine Glocke ließ sich mit starkem Schalle langanhaltend vernehmen, und wir betraten das grüne Revier.

Es war in der That ein Park, von schnurgeraden Wegen durchzogen, überwölbt von den Kronen alter und

gewaltiger Bäume, die sich in langen Reihen nach verschiedenen Richtungen hinzogen, während zwischen ihnen das Unterholz ein dichtes, fast undurchdringliches Gebüsch bildete. Der plötzliche Uebergang von hellem Sonnenschein zu dem gedämpften Licht, der tiefen, fast feierlichen Stille, die ringsum herrschte, wirkte eigenthümlich, fast beengend auf mich und fragend schaute ich zu meinem Begleiter auf.

„In früheren Zeiten hat es hier anders — schöner ausgesehen," sagte der Pfarrer. „Da waren Bäume und Büsche durch die Scheere zu grünen Wänden mit Thoren und Nischen geformt und in letzteren standen marmorne Figuren, wie vor dem Schlößchen, das wir bald sehen werden, kunstvolle Wasserwerke lustig plätscherten und sprangen. Dann kam für den Ort eine Zeit des Verfalls; die Statuen wurden zertrümmert, bis junges Grün mitleidig die Zerstörung deckte. Nun verwilderte Alles und fast undurchdringlich wurde das ganze weite Revier. So blieb es bis vor Kurzem, wo die so lange vernachlässigte Besitzung in andere Hände überging. Der jetzige Eigenthümer läßt den Park lichten, die Wege wieder herstellen und Alles verschönern. Das ganze Anwesen wird bald

ein freundliches, modernes Ansehen bekommen, wenn es auch wieder in anderer Hinsicht verlieren und — nüchterner werden wird. Sie kommen just noch zur rechten Zeit, um das Schlößchen und sein Inneres zu schauen, wie es vor wohl hundert Jahren gewesen und wie seine Bewohner, deren seltsame Schicksale sie erfahren sollen, es gesehen."

Wir waren jetzt bei einem Hauptwege angelangt, und hier sah man, wie an der Neuherrichtung des Gartens gearbeitet wurde. Gefällte Bäume lagen umher; ein großes Bassin war von Strauchwerk und den Resten eines marmornen Neptuns gereinigt, während eine neue prächtige Fontaine von Zinkguß bereit stand, um die Stelle des gestürzten Meergottes einzunehmen. Auch erblickten wir nun das Schlößchen, ein nicht allzugroßes, doch recht malerisches Gebäude im bessern Rococcostyl. Zwischen den beiden vorspringenden Flügeln war eine breite Doppeltreppe mit schwerer Balustrade angebracht, die in gefälligen Abstufungen zu dem Haupteingang der Gartenseite führte. Fronte und Giebel, sowie die Thür- und Fensterkrönungen waren mit kunstvollen, doch theils zerbröckelten Steinmetzarbeiten verziert, die man bereits zu repariren angefangen.

Die Fenster standen theils weit offen, theils waren sie ganz ausgehoben, wohl um durch neue ersetzt zu werden. Nur die des einen Seitenflügels erschienen mit schweren Läden geschlossen.

Der alte Pfarrer seufzte, und auf das Haus deutend sagte er: „Die Vergangenheit wird ausgetrieben mit Stock und Besen und die neue moderne Zeit zieht ein. Gott gebe, daß es die bessere sei!“ Ein älterer Mann in städtischer Tracht trat grüßend, mit dem Käppchen in der Hand, aus einem Seitenwege uns entgegen. Es war der neue Verwalter des Anwesens und nachdem mein Begleiter einige Worte mit ihm gesprochen, führte er uns die Steintreppe hinan in's Innere des Schlößchens.

Wir betraten das Hauptgemach, das noch vollständig seine verblichene Roccocopracht zeigte. Der Pfarrer machte mich auf zwei Portraits aufmerksam, die in breiten Goldrahmen an den bestaubten Wänden hingen. Es war ein junges Mädchen mit bleichen, doch überaus lieblichen Zügen, großen, sprechenden Augen und ein Cavalier, der keck und lebensfrisch mich anschaute. Beide trugen gepudertes Haar und die barock-reiche Tracht des vorigen Jahrhunderts.

Auf das Gesuch meines Begleiters führte uns nun der Verwalter in ein Nebengemach, das sich in einem der Seitenflügel befand, dasselbe Zimmer, dessen Fenster noch geschlossen waren. Mit vieler Mühe versuchte unser Führer einen der Läden zu öffnen, was ihm kaum gelingen wollte. Während dem raunte der Pfarrer mir zu:

„Lange Jahre — wohl ein Jahrhundert war dieses Zimmer verschlossen, und früher, noch unter der alten Herrschaft, hätte es Niemand gewagt, in diesen Raum einzudringen. Als ich vor etwa vierzig Jahren meine Pfarre hier angetreten, mit der Vergangenheit des Schlößchens, dem Schicksal seiner Bewohner in etwas bekannt geworden und wußte, welch absonderliche Bewandniß es mit diesem Zimmer hatte, da trieb mich jugendliche Neugierde, den Raum näher anzusehen. Ich erbat mir den Schlüssel, und da ich keinen der Schloßinsassen bewegen konnte, mich zu begleiten, so betrat ich allein das Gemach, öffnete eines der Fenster und schaute mich um. Ich fand mehr darinnen als ich geahnt, wie Sie dies bald erfahren werden. Zwar gab ich mir die größte Mühe, den Leuten zu beweisen, daß das Zimmer nichts Ungewöhnliches berge,

es nützte nichts! Fenster und Thüre wurden wieder geschlossen und der Raum blieb unheimlich und geflohen wie seither. — Heute geht ein Jeder hinein, gleichgültig und ohne Furcht, und in wenigen Wochen wird es wohl das Toilettzimmer der neuen gnädigen Frau sein!"

Endlich war es dem Verwalter gelungen, den schweren Bohlenladen aufzustoßen und voll drang nun das helle sonnige Tageslicht in den Raum.

Es war ein ziemlich großes Gelaß, doch mit Möbeln gewöhnlicher Art ausstaffirt, die ebenso verbraucht wie bestaubt aussahen. Die Farben der blumigen und vielfach geborstenen Ueberzüge des großen Sophas, der Sessel und die Stühle waren kaum noch zu erkennen, so dick lagerte der Staub darauf. Die Schreibkommode von alter Form zeugte von starkem Gebrauch; wie die grobe gewirkte Decke, die auf dem Tisch mit den seltsam geschnörkelten Füßen lag. Es mußte das Wohnzimmer eines der früheren Besitzer des Schlößchens gewesen sein. Vergebens sah ich mich nach irgend etwas Ungewöhnlichem um, welches das lange und sorgfältige Abschließen des Zimmers hätte rechtfertigen können. Ich fand nichts.

Da deutete der Pfarrer auf eine Stelle der Wand.

Ich blickte hin und sah einen viereckigen hölzernen Rahmen, von innen mit grober Leinwand bespannt. Es war wohl ein Gemälde, das man verkehrt an die Wand gehängt hatte, um es den Blicken des Beschauers zu entziehen.

Diese Bemerkung machte ich meinem Begleiter.

Der Pfarrer nickte bejahend, dann bat er den Verwalter, das alte Ding doch einmal von der Wand herab zu nehmen und dem Lichte näher zu bringen. Der Mann gehorchte und bald stand das Bild auf einem der Stühle, so, daß ein Strahl des Lichtes die staubige Leinwand streifte.

Es war das Brustbild eines älteren Mannes, in schlotterigem Habit, welches ich nun erblickte, ein Gesicht von so finsterem, abstoßendem Ausdruck, daß ich förmlich einen Schritt zurückwich und mir plötzlich die Gewißheit werden wollte, daß hier ein Geheimniß schlummere.

Als ob der alte Pfarrer meine Gedanken errathen' flüsterte er mir zu: „Ja, ja! ein Geheimniß barg dieser Raum, ich habe es gelöst und gehoben. Auf dem Mont-

royal wurzelte es und dort fand es auch sein Ende. Was übrig geblieben, ist — Staub und Moder."

Immerfort schaute mich das finstere Conterfei an, das Gesicht mit den knochigen Zügen und den tiefliegenden Augen; es war fast, als ob es mir drohen, mir verbieten wolle, den Schleier zu lüften, der auf dem Leben seines Urbildes gebreitet lag. Von dem alten Herrn freundlich gemahnt, riß ich mich endlich los, und nach einem letzten Blick auf das staubige Gemach und das unheimliche Bild, kehrten wir in den Saal zurück.

„Ihr könnt das Bild wieder an seine Stelle bringen," sagte der Pfarrer zu dem Verwalter. Doch dieser antwortete mit gleichgültigem Ton: „Es wird nicht von Nöthen sein. Die Herrschaft hat mir aufgetragen, alles was sich in der Stube befindet, aus dem Wege zu schaffen. Mit dem häßlichen, widerwärtigen Kopfe will ich morgen beginnen. In ein paar Tagen muß der staubige Raum ein elegantes Boudoir werden. Die neuen Möbel sind schon angekommen."

Der alte Pfarrer seufzte tief. „Vorbei — vorbei!" murmelte er, während ich mich nicht enthalten konnte,

ihm lächelnd das geflügelte Wort unseres Schiller zuzurufen:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend saß ich in dem Studierstübchen des Pfarrers. Vor mir lagen eines der alten Kirchenbücher und mehrere vergilbte Briefe und Papiere, die mein freundlicher Wirth mir gebracht.

„Nun lesen Sie," sagte er zu mir, „was einer meiner Vorgänger auf die letzten Seiten seines Amtbuches niedergeschrieben, und dann durchgehen Sie die Papiere hier, welche ich damals, als ich in das abgeschlossene Zimmer gedrungen, der Schreibkommode entnahm. Das alte Möbel hatte meine ganz besondere Aufmerksamkeit erregt, da in dem Kloster, wo ich Profeß gethan, ein ganz ähnliches zu meiner Benutzung stand. Ich kannte seine sinnreiche Einrichtung und die Art und Weise, die Gefache zu öffnen. Erregt wie ich war, wagte ich den Versuch und bald hatte das alte Möbel keine Geheimnisse mehr für mich. Eine altfranzösische Uniform von rothem, halbvermodertem Tuche mit blauen Aufschlägen fand ich darin und in einem ver-

borgenen Gefach jene Papiere dort, die ich durchflog — und dann behielt. Habe ich eine Sünde begangen, so mag der Himmel sie mir verzeihen! Doch glaube ich es nicht. Fällt doch vielleicht schon morgen das alte Möbel, mitsammt seinem übrigen Inhalt völliger Vernichtung anheim!"

Ich hatte bereits angefangen zu lesen und hörte nicht auf, bis die letzten Zeilen der Papiere entziffert waren. Seltsames, tief Ergreifendes kündeten sie mir, vom Montroyal, dem räthselhaften Schlößchen und seinen Bewohnern, dem bleichen, schönen Mädchen mit den großen Augen und dem jungen Cavalier, sowie von dem finstern Manne in den schlotterigen Kleidern.

Was ich erfahren, habe ich versucht, meinen Lesern zu erzählen. In ein vergangenes Jahrhundert führe ich sie, wo der Wellenschlag einer wildbewegten Zeit bis in die stillen Thäler der Mosel gedrungen, unter Menschen, deren Sitten uns fremd geworden, wenn auch nicht ihre Leidenschaften: ihr Hoffen und Fürchten, ihr Hassen und Lieben.

Erstes Capitel.

Ein Ritt durch die Eifel.

Eine weite, öde Berglandschaft. Am Horizont scharf abgegrenzte Kuppen, dann kahle Strecken sich wellenförmig nach allen Seiten ausbreitend, von einzelnen mächtigen Dolomitfelsen unterbrochen, spärliche fahlgrüne Waldungen und noch spärlichere Spuren von Aeckern, Dörfern und menschlichen Wohnungen. Das Leben steht im Verhältniß zu dieser, auf den ersten Anblick trostlosen Gegend. Keine Menschenseele ist sichtbar, weder auf den ärmlichen Feldern noch auf der, bald über schlackenartiges Gerölle, bald über unfruchtbaren sandigen Driesch sich hinziehenden Straße, deren Linien kaum zu erkennen sind. Nur ein einsamer Raubvogel kreist hoch in der Luft, wohl ver-

gebens nach Beute spähend, denn auch er entschwindet dem Auge, und wie ausgestorben erscheint das Land.

Das ist die Eifel, vor hundert Jahren, das Land der ausgebrannten Vulkane, von dem heute noch der Dichter singt:

„Tief ernst und stumm und kalt ist hier die Welt.“

Endlich tauchen am Horizont zwei leichte Punkte auf; sie bewegen sich, kommen langsam näher, verschwinden hinter den Terrainerhöhungen, um dann wieder in deutlicheren Umrissen sichtbar zu werden. Zwei Reiter sind es, die langsam die Straße daher kommen. Von der fahlen Farbe des Bodens heben sich bald ihre Gestalten ab. Sie tragen scharlachrothe Röcke mit hellen Tressen besetzt. Es sind Soldaten. Einer zackigen, von einem halb verfallenen mittelalterlichen Schlosse gekrönten Dolomitwand, an deren Fuß ein Flüßchen in jähen Krümmungen sich windet, während ein ärmliches Dörfchen, gleichsam schutzsuchend, sich an die düstern Felsen schmiegt, reiten die Männer zu, die endlich vollständig zu erkennen, deren Reden zu hören sind.

Die gelben Tressen auf den rothen, hellblau ausgeschlagenen Röcken, die hohen schwarzen Reiterstiefeln mit ihren weiten trichterförmigen Oeffnungen, die breiten Bandoliere mit dem schweren Seitengewehr, vor allen Dingen aber die Cocarde mit den Lilien auf dem dreimal aufgestülpten Breithut, kennzeichnen sie als französische Dragoner.

Als Freunde, nicht als Feinde durchreiten sie wohl die Eifel, denn das deutsche Reich hat wieder einmal Ruhe. Der österreichische Erbfolgekrieg ist so gut wie vorüber, obgleich die Herren Gesandten zu Aachen noch immer an dem Friedensschluß arbeiten, ihn so umständlich als möglich verklausuliren — wohl um ihn bei erster Gelegenheit in anständiger Weise brechen zu können. Genug, der eigentliche Krieg ist vorbei. Mit der Eroberung Mastrichts, im Mai des Jahres 1748, durch den deutsch-französischen Marschall von Sachsen, hatte er sein Ende gefunden und die Soldaten ziehen bereits wieder ihren Garnisonen, oder auch für immer ihrer Heimath zu.

Zu Letzteren gehören die beiden Dragoner, die sich auf ihren schweren Gäulen langsam dem Dorfe Gerolstein, an der Kyll gelegen, nähern. Es sind zwei kräftige Män-

ner, die sich in ihren etwas strapazirten Uniformen kaum von einander unterscheiden, denn daß die Tressen des Einen einstens golden gewesen, kann man mit dem besten Willen nicht mehr erkennen. Die lange Campagne, die Belagerung der Festung Mastricht — denn vom Heere des Marschalls von Sachsen kommen sie — der schon einige Tage andauernde Ritt durch die wilde hohe Venn und die staubige Eifel hat diese äußerlichen Unterschiede fast vollständig verwischt. Nur ihre Reden zeigen sofort den Vorgesetzten und den gemeinen Reiter. Auch liegt in den Zügen, der ganzen Haltung des Einen etwas nachlässig Vornehmes, während der Andere ein gewöhnliches Gesicht zeigt, dessen Augen, hinter buschigen Brauen versteckt, noch dazu einen unangenehmen, lauernden Ausdruck haben. Besonders ist dies der Fall, wenn der Mann sich unbeobachtet glaubt und die Blicke verstohlen auf seinem Gefährten ruhen läßt.

Als die Reiter auf einer mäßigen Höhe angelangt, von wo aus man das Land übersehen konnte, blickte der Eine lang und scharf in die Ferne und sagte:

„Wie weit kann es noch bis zur Mosel sein, Wenz?“

Der Andere sann einen Augenblick nach, dann entgegnete er: „Sind wir einmal jenseits der Kyll, Herr Capitain, dann werden wir wohl noch zehn bis zwölf Stunden vor uns haben. Wir könnten den Fluß wohl auch etwas früher erreichen,“ fuhr er langsamer fort, indem er mit einem scheuen Blick seinen Nebenmann streifte, „wenn wir die Wege nach Uerzig einschlagen wollten. Doch giebt es dort keine Fähre, während wir in Traben unsere Thiere bequem hinüberschaffen können — vorausgesetzt, daß es dort noch immer so aussieht wie zu meiner Zeit, vor dem Kriege.“

„Richtig! Traben ist ja Deine Heimath.“

„Ein Stündchen davon, in Kewenig, am Fuß des Montroyal, bin ich daheim. Dort steht unser Haus, welches mein Vater aus Trümmern der alten französischen Festung sich erbaute. Ein älterer Bruder lebt mir dort. Ich möchte ihn gerne wiedersehen — wenn er in den Kriegsläuften nicht untergegangen, verdorben und gestorben ist.“

„Dazu kann Rath werden, Wenz. Da wir heute doch nicht mehr nach Traben gelangen können, ich vor

meinem Einzug in Schloß Beurenhof noch Einiges zu ordnen, auch einen Brief zu schreiben habe, den zu expediren sich in Traben oder Trarbach wohl eine Gelegenheit finden wird, so wollen wir in der nächsten Herberge, die wir antreffen, Einkehr halten. Morgen in der Früh setzen wir unsern Weg fort und, scharf zureitend, werden wir wohl am Abend noch bei guter Zeit das Ziel unserer Reise, das Schloß meines verstorbenen Vaters erreichen."

Wenz konnte nach dieser Mittheilung einen freudigen Ausruf nicht unterdrücken. Sein Auge leuchtete auf, doch schnell faßte er sich wieder und sein Pferd, das der Bewegung seines Reiters nachgebend, einige rasche Schritte gemacht, ohne sonderliche Mühe wieder in den früheren langsamen Paßgang bringend, sagte er scheinbar gleichgültig:

„Unsern Gäulen wird die Ruhe vor allen Dingen Noth thun, sollen sie uns morgen nach Beurenhof bringen. Hoffentlich finden wir in dem nächsten Neste, das wir wohl in einem Stündchen erreichen werden, Hafer genug, um die Thiere ordentlich zu füttern."

„Wie heißt der Ort, dem wir zureiten?"

„Gerolstein. Auf der kahlen Kuppe vor uns sehen Sie schon die Burg der Grafen von Manderscheid, die früher dort hausten. Jetzt wird sie wohl nur Eulen oder schlechtes Gesindel beherbergen. Der Krieg hat auch hier seine Spuren zurückgelassen."

Der Andere schwieg; nachlässig hielt seine Hand den Zügel und langsam trabten die Gäule weiter. Endlich, nach einer langen Weile, warf der Capitain plötzlich mit rascher Bewegung den Kopf in die Höhe und rief:

„Holla Wenz! Ich habe Dich immer um die nähern Umstände fragen wollen, wie der Brief meines Vaters in Deine Hände gekommen und was aus dem Boten geworden. In Mastricht hast Du mir nur halbe Antwort gegeben; auch hatte ich damals an Anderes zu denken. Jetzt aber erzähle — und der Wahrheit gemäß."

Der Dragoner schwieg eine Weile. Er blickte betroffen vor sich hin und schien nach einem Entschluß zu ringen, oder sich zu besinnen. Doch bald mußte er mit sich im Klaren sein, denn, seinen Herrn voll anblickend, entgegnete er:

„Gut Herr, ich will Ihnen sagen, wie Alles gekom-

men, denn ich glaube selbst, daß mein früherer Bericht einige Lücken hatte. — Es ist in der That also, doch konnte ich damals nicht anders handeln, wie Sie dies sogleich selbst erkennen und deshalb entschuldigen werden. Jetzt aber habe ich keinen Grund mehr zu schweigen und Sie sollen den ganzen Hergang der Affaire erfahren."

Der Capitain zog zwar ein Weniges die Brauen zusammen, doch bedeutete er nach kurzer Pause seinen Gefährten weiter zu reden, und Wenz fuhr fort:

„Es war am zweiten Tage nach unserem Einzug in das erstürmte Mastricht. Bei der ganzen Armee ging es noch immer hoch her; die Herren Offiziere bankettirten und tanzten im Quartier des Herrn Marschall und die Soldaten amüsirten sich auf eigene Faust, wo und wie es ihnen beliebte. Ich lag mit meinem Kameraden, dem lustigen Görgel, im Stalle als Wache bei unsern Pferden und wir thaten uns gütlich bei einigen Krügen spanischen Weines, die der Spitzbube sofort aufzufinden gewußt. Das Getränke mundete uns köstlich und Schnurren, eine toller als die andere, erzählte der Teufelskerl. Die Nacht war schon weit vorgerückt und keine Störung befürchteten

wir mehr. Da trat plötzlich der Profoß unseres Regiments in merklicher Aufregung bei uns ein. Einen freudigen Aufschrei stieß er aus, als er mich erblickte und sogleich winkte er mich zu sich heran. Obgleich ich keine Lust verspürte, meinen angenehmen Aufenthalt, den süßen Wein und den lustigen Kameraden zu verlassen, so mußte ich dennoch der Aufforderung folgen. Draußen zog mich der sonst sehr grimmige Profoß mit bittenden Worten mit sich fort und einer einsamen Stelle vor den Wällen zu. Die Nacht war klar, der Mond tauchte dann und wann hinter zerrissenen Wolken auf und erhellte den Ort, wo wir weilten. Da sah ich denn einen Mann in Bauerntracht am Boden liegen, mit geronnenem Blut bedeckt und klaffenden Wunden am Haupt und auf der Brust. Der Arme war mausetodt. „Da hab' ich etwas Schönes gemacht," jammerte der Profoß, „nun werde ich mich wohl selbst füsilliren lassen müssen! Nur Du, Kamerad, kannst mir helfen." Ich mußte über das Lamentiren des strengen Mannes lachen und forderte ihn auf mir zu erzählen, was vorgegangen. Daß ich ihm unter allen Umständen beistehen würde, dessen möge er sich versichert halten, es

könne ja einstens ein böser Augenblick für mich kommen, wo ich seiner Hülfe und Nachsicht bedürfe. So sagte ich und diese Zusicherung tröstete den Profoßen merklich. Er erzählte mir hierauf, daß man ihm am Abend den Mann, der da todt vor uns lag, als Spion eingebracht. Sofort habe er ein Verhör mit ihm angestellt, und müsse dasselbe wohl nicht sehr gründlich gewesen sein — die ganze Armee habe sich ja gestern und heute nach den Strapazen der Belagerung erholen dürfen und auch er, der Profoß, der Flasche wohl etwas zu sehr zugesprochen — genug, er habe den Kerl als Spion überführt betrachtet, kraft seiner Vollmacht durch zwei Musketiere vor die Wälle führen und dort erschießen lassen. So weit sei Alles gut und in der Ordnung gewesen, nun aber käme das Unangenehme. Die beiden Musketiere hätten zwar ihren Auftrag getreulich ausgeführt, wie Figura zeige, doch auch hören müssen, was der Delinquent ihnen vorgejammert. Er sei kein Spion, sondern komme weit her, von der Mosel, mit einem Schreiben an den Herrn von Beuren, Capitain bei den königlichen Dragonern, das er sich heilig verpflichtet Selbigem zu überliefern. Bei den ersten Vor-

posten unserer Armee habe er sich legitimirt und sei mit einem Geleitsbrief nach Mastricht zum Heere des Herrn Marschall von Sachsen gewiesen worden, um endlich allhier nach tausend Fährnissen angekommen, todtgeschossen zu werden. Also habe der arme Teufel den beiden Musketieren vorgejammert, ihnen auch den sauf-conduit und das Schreiben an den Capitain von Beuren gezeigt und gegeben. Doch das Alles habe natürlich nichts gefruchtet, der Kerl sei eben erschossen worden, und die beiden Papiere habe man ihm, dem Profoßen, mit obiger Meldung gebracht. Die Geschichte sei höchst fatal und könne ihn an den Galgen bringen, und nur ich, der ich ja in Diensten des Capitains stehe, seiner Pferde warte, ich allein vermöge zu interveniren. Den Brief solle ich übergeben und den Erschossenen als Spion gelten lassen. So meinte der zerknirschte Profoß."

„Der Arme!" murmelte der Capitain vor sich hin, dann aber rief er mit gebieterischer Geberde: „Weiter!"

„Nachdem ich dem Profoßen versprochen, Alles in Ordnung zu bringen, übergab er mir das mächtige rothgesiegelte Schreiben, welches der Erschossene, in ein Säck-

chen genäht, auf der Brust getragen hatte. Ich machte mich auf nach dem Quartier des Herrn Marschall, wo ich Sie und die andern Offiziere wußte, ließ Sie durch einen Diener in's Vorzimmer rufen und übergab Ihnen das Schreiben mit der durch die Umstände gebotenen, nicht ganz richtigen Meldung, daß der Bote, der es gebracht, sofort wieder davon gegangen sei."

„Es war ein Brief meines todtkranken Vaters," sagte der Capitain ernst und sinnend vor sich hin. „Er öffnete mir wieder, nach langen Jahren — wenn auch nicht mehr seine Arme — doch das Vaterhaus, aus dem ich geflohen — verbannt gewesen." —

„Richtig! so sagten Sie mir, nachdem Sie den Brief gelesen," warf Wenz hastig ein, dabei den lauernden Blick auf den Capitain heftend, der den Kopf auf die Brust hatte sinken lassen.

„Ja," rief dieser endlich, wie aus einem Traum erwachend. „Das sagte ich Dir und zugleich, daß Du die Pferde bereit halten solltest, denn am andern Tage würden wir Mastricht und das französische Heer verlassen, um an die Mosel, nach Schloß Beurenhof zu ziehen. Jetzt

aber eine andere und mir wichtigere Frage: Wem hast Du Mittheilung von dem Vorfall und besonders von meinen Worten gemacht?"

Wenz wurde ernst und senkte nachdenkend den Blick.

„Denke wohl nach!" fuhr der Capitain eindringlicher fort. „Es liegt mir viel daran, zu wissen, ob irgend Jemand etwas von meinem Vorhaben erfahren hat. Der Brief, die letzten Worte meines Vaters, haben einen Entschluß in mir gereift, an dem ich unverbrüchlich festhalten werde. Ein anderes Leben will ich beginnen, die wilden Kriegsfahrten, das unstäte Herumziehen haben für mich aufgehört. Meine Kameraden mögen nach Paris zurückkehren, um dort altgewohnten Vergnügungen nachzujagen, ich habe mich von ihnen, von unserm bisherigen Treiben losgesagt, und auf Schloß Beurenhof, dem Paradies meiner Jugend, will ich fortan der Ruhe leben. Eine Familie soll mir Ersatz gewähren für die wilden Freuden des Soldatenlebens, und unlieb — ja, sehr unlieb würde es mir sein, von einem meiner früheren Kameraden in meinen neuen Verhältnissen überfallen zu werden. Mit der Vergangenheit habe ich gebrochen für immer — es ist

dies mein fester Wille — und gesühnt soll werden, was ich gesündigt. Deshalb berichte, Wenz, damit ich weiß ob ich in der Folge irgend eine Versuchung zu fürchten habe, oder nicht."

Der Andere entgegnete:

„Auch ich, Herr Capitain, habe dem soldatischen Lotterleben Valet gesagt und will ein treuer Diener meines gnädigen Herrn von Beuren werden; auch mir wäre es durchaus nicht angenehm, von irgend einer Regimentsbekanntschaft überrascht zu werden. Doch haben wir alle Beide nichts Derartiges zu fürchten, denn, wie eifrig ich auch nachdenke, ich entsinne mich nicht, irgend Jemandem etwas von dem Briefe und unserer plötzlichen Abreise gesagt zu haben — außer —"

„Nun?" rief Herr von Beuren ungeduldig, als der Andere in seiner Rede stockte.

„Außer meinem Kameraden, dem Görgel."

Der Capitain zuckte verächtlich die Achsel, doch fragte er nach einer Weile: „Und wie kam es, daß Du gerade mit dem von meinen Angelegenheiten gesprochen?"

„Als ich Sie verließ, kehrte ich in den Stall zurück

und fand dort den Görgel, der mittler Weile allen Wein ausgetrunken hatte. Er quälte mich so lange mit Fragen, that dabei so spaßig, daß ich ihm endlich — nur um ihn loszuwerden, sagte, daß wir Beide, Sie und ich, morgen die Armee verlassen würden, um an die Mosel, nach Schloß Beurenhof zu ziehen. Es war freilich dumm von mir, erzdumm! — Doch hat es im Grunde nichts zu sagen. Der Trunkenbold wird die Mittheilung wohl in seinem Rausche verschlafen haben. Ich sah ihn nicht wieder, er schlief noch auf seiner Streu, als ich am andern frühen Morgen unsere Pferde aus dem Stalle zog und mit Ihnen davonritt. — Weiter habe ich mit Niemandem gesprochen — mit Niemandem! — ich könnte hundert Eide darauf ablegen."

„Dann ist es gut!" rief jetzt der Capitain mit anderm, recht froh klingendem Tone. „Nun kann ich sonder Sorgen sein und mich ungehindert den Gedanken an Weib und Kind hingeben." —

Der Dragoner stieß nach diesen Worten einen so lauten Ruf der Ueberraschung aus, daß Herr von Beuren sich lachend zu ihm wandte und sagte:

„Ja, Wenz, staune nur! Schloß Beurenhof wird nicht allein einen neuen Herrn, sondern auch eine Herrin und ein junges Herrlein dazu erhalten, denn mein Knabe zählt bereits vier Jahre und muß ein prächtiger Bursche geworden sein. — So hoffe ich!“ fuhr er langsamer und ernster fort — „denn lange ist es her, seit ich ihn gesehen, ihn und — seine Mutter!“ — —

Der Capitain verstummte.

Die plötzliche Mittheilung mußte auf Wenz einen ganz außerordentlichen Eindruck gemacht haben, denn er vermochte sich noch immer nicht von seinem Erstaunen zu erholen. Sein Gesicht war bleich geworden, die Züge schienen förmlich erstarrt, und mit einem befremdenden Ausdruck seiner tiefliegenden Augen blickte er Herrn von Beuren an. Endlich brachte er mühsam die Worte hervor: „— Wie, es giebt — eine Frau von Beuren?!“

„Und noch dazu eine junge und schöne! Sechs Jahre sind seit meiner Verheirathung verflossen und sie zählte damals deren neunzehn. Sie war so schön! und ich liebte sie mit wahnsinniger Leidenschaft, sonst hätte ich nicht wegen einem hübschen Bürgerkinde eine neue Thorheit begangen — meinen adeligen Namen abgelegt und sie geheirathet!“

Jetzt ließ Wenz ein langgedehntes „A—h!“ hören, dann trieb er sein Pferd wieder näher an das des Capitains heran, und behutsam, mit leisem, fast süßlich klingendem Tone sagte er:

„Doch nach der Hochzeit wird die junge Frau wohl erfahren haben, welch ein vornehmer Herr ihr Gemahl geworden?“

„Nein, Wenz!“ entgegnete Herr von Beuren mit einem leichten Seufzer. „Ich besaß nicht die Mittel, um standesgemäß mit meiner Frau leben zu können. Meinen Vater hatte ich erzürnt — tief beleidigt — auf eine Hülfe von seiner Seite konnte ich nicht zählen — nach dieser Heirath erst recht nicht. Wozu hätte ich ihr da meinen wahren Namen und Stand offenbaren sollen? Ich gedachte mit meinem bürgerlichen Namen auch ein bürgerliches Leben zu beginnen, die Liebe meines Weibes sollte mir Alles sein. Doch ich hatte mir zu viel zugemuthet. Zwei Jahre führte ich meinen Vorsatz durch, da siegte der Böse, dessen Lockungen ich so lange gefolgt. Meine

Liebe war erkaltet, denn sie ließ mich nicht mehr wie früher, das, was ich Entbehrungen nannte, vergessen. Die Geburt meines Kindes entfachte zwar noch einmal die alte Glut, doch nur für kurze Augenblicke. Auch geschah Etwas, das mich urplötzlich wieder hinaus in das wilde Leben trieb."

Der Capitain hielt einen Augenblick sinnend inne und sein Gefährte mußte sich Gewalt anthun, um weitere Fragen zu unterdrücken. Doch die Darlegung seines vergangenen Lebens mußte Herr von Beuren in seiner jetzigen Stimmung wohlthun, denn nach einer Weile fuhr er unaufgefordert fort:

„Ihr Vater war ein bemittelter Kaufherr Kölns, mein Weib seine einzige Tochter. Unter bürgerlichem Namen hatte ich mich in sein Haus eingeführt und nachdem ich sein Eidam geworden, sollte ich mir einen, meinen Kenntnissen zusagenden Wirkungskreis suchen. Ich versprach Alles, während ich auf alle mögliche Weise mein Versprechen zu umgehen — hinauszuschieben trachtete. Das dauerte zwei Jahre, da brach eine Handelskrisis aus; große holländische und englische Häuser fallirten und rissen

in ihrem Sturz auch den kölnischen Kaufmann mit sich. Er und die Seinen waren über Nacht Bettler geworden. Das war ein entsetzlicher Schlag. Die Noth war bei uns eingekehrt und nun mußte ich arbeiten — ohne weniger denn je Lust und den Willen dazu zu haben. In diesem fatalen Augenblick führte mir der Zufall, oder — der Böse einen Bekannten früherer Zeit in den Weg. Lustige Tage hatte ich mit ihm in Paris verlebt, als ich meinem Vaterhause entflohen war und einzig dem Vergnügen nachjagte. Er hatte Dienste in dem Heere des Marschalls von Belle-Isle genommen und versprach, mir zu einer gleichen Stellung behülflich zu sein. Wie erlöst athmete ich auf und noch in derselben Nacht verließ ich heimlich — Weib und Kind und zog mit meinem Freunde zu dem französischen Heere nach Böhmen." —

„Da wurden Sie mein Capitain!" rief Wenz mit gut gespieltem Enthusiasmus. „Welch ein Leben haben wir seit jener Zeit geführt! wie sind wir herumgezogen in deutschen und flandrischen Landen! — Doch verzeihen Sie, Herr von Beuren — haben sie seit jener Zeit nie mehr etwas von Ihrer Frau Gemahlin gehört — noch

derselben aus dem Felde irgend ein Lebenszeichen zukommen lassen?"

„An sie gedacht habe ich oft, doch ihr nie geschrieben, wie ich auch zu keiner Zeit etwas über sie vernommen."

„So weiß sie also bis zur Stunde noch nicht, daß sie eine gnädige Frau von Beuren ist?"

„Nein, doch glaube ich ihren Aufenthalt zu kennen und werde ihr schreiben, heute noch, und Alles soll sie erfahren."

„Auch dem alten Herrn von Beuren haben Sie nie etwas über diese Heirath mitgetheilt?"

„Ich habe meinem Vater, seit ich ihn, seinem Willen trotzend, verließ, nur ein einziges Mal geschrieben. Es war im vorigen Jahre, als wir unter dem Marschall von Sachsen just vor Mastricht, wo der Krieg geendigt, blutige Schlachten schlugen. Eine Gelegenheit bot sich mir dar; ein Bote ritt mit einem Schreiben unseres Commandanten zu dem Churfürsten nach Trier. Da wandte ich mich, um eine Versöhnung anzustreben, an meinen Vater. Sie erfolgte, doch — zu spät! Zwei Monate brauchte der Bote, um nach Mastricht zu gelangen, und als mein Vater

schrieb, war er zum Sterben krank. Er ist todt, doch gottlob nicht von der Erde geschieden ohne meiner wieder in Liebe gedacht zu haben. Dank ihm und Friede seiner Asche!" —

Sinnend senkte der Capitain das Haupt, auch Wenz schwieg. Er fürchtete sich wohl seinen Herrn durch weitere Fragen zu stören — oder wußte er, was ihn zu wissen verlangte?

Die beiden Reiter waren bei einem Theil der Straße angelangt, der durch einen tiefen Einschnitt abwärts dem Flüßchen Kyll zu führte und mußten nun ihr volles Augenmerk auf die müden Gäule richten, welche auf dem schlechten steilen Wege nur mühsam fortkamen. Als sie endlich das Thal erreicht hatten und in die Gasse eines Dorfes einritten, hob der Capitain mit kräftiger Bewegung das Haupt, als ob er alle trüben Gedanken gewaltsam von sich abschütteln wollte; mit lächelnder Miene deutete er auf eines der Häuser und sagte zu seinem Gefährten:

„Da wären wir ja am Ziele unseres heutigen Rittes angelangt! Sieht auch die Herberge, die dort ihr Zeichen

weit in die Dorfgasse hineinstreckt, nicht allzueinladend aus, so trägt sie dafür, wie ich sehe, doch einen stolzen Namen: „Zur Reichskrone." Hoffentlich wird sie uns besser beschützen, als ihr Urbild das deutsche Volk!"

Sie waren in Gerolstein angelangt, Anno Damals ein ärmliches unansehnliches Dörfchen, und bald hatte die Herberge mit dem prunkenden Namen Roß und Reiter aufgenommen.

Zweites Capitel.

In der Reichskrone zu Gerolstein.

Es ist Abend und wir sind in der niedern, doch mehr als geräumigen obern Stube der Herberge zur Reichskrone. Auf einem durch den Gebrauch schwarzbraun gewordenen Eichentisch mit schweren geknäuften Füßen brennt eine qualmende Oellampe, deren mattes röthliches Licht den Raum nur zum kleinsten Theil erhellt. Von unnennbarer Farbe sind die Wände, deren Kalkverputz theilweise zerbröckelt herabgefallen ist und die nackte Mauer sehen läßt. Rings um das ganze Gelaß stehen Bänke neben und aufeinander, und während in dem Dämmerlichte an dem einen Ende verschiedene Körbe und Säcke sowie eine Leine mit Betten und groben Wäschestücken zu sehen sind, befindet sich auf der entgegengesetzten Seite eine

niedere Erhöhung, von einer plumpen Balustrade umgeben. Auf und vor derselben liegen zwei Betten, und Alles deutet an, daß der Raum zugleich als Vorraths- und Wäschekammer, Tanzsaal und Fremdenzimmer dienen muß.

An dem Tische sitzt der Capitain von Beuren, vor sich die Oellampe, Schreibzeug und einen Brief, den er eben geschrieben und nun mit sinnenden Blicken, den Kopf in die Rechte gestützt, betrachtet. In der entferntesten Ecke der Stube, dort, wo dieselbe am dunkelsten ist und in der Nähe der Betten, liegt hingestreckt auf einer Bank der Dragoner Wenz, scheinbar unthätig, die Befehle seines Herrn erwartend, doch in der That keinen seiner lauernden Blicke von dem Sinnenden abwendend.

„Meinen Mantelsack, Wenz!“ sagt endlich Herr von Beuren ohne aufzuschauen. „Oeffne ihn, ich will den Brief, den ich meiner Frau geschrieben, hineinlegen. Er wird in dem Lederbehälter besser aufgehoben sein als in der Tasche meiner Uniform, denn einen heißen Tag und langen Ritt haben wir morgen vor uns. Dann gehe hinab in den Stall, besorge die Pferde und laß Dir Dein Nachtessen geben.“

„Und was befehlen Sie zu speisen, Herr Capitain?“ entgegnete fragend der Dragoner, der seinen bequemen Platz verlassen hatte, um den Auftrag seines Herrn auszuführen. „Freilich giebt es in diesem verdammten Neste nichts Anderes als Speck und Brod, doch der Mosler ist nicht übel.“

„Bringe mir später als Nachttrunk einen Becher Wein, weiter verlange ich nichts.“

Wenz hatte den Mantelsack auf die breite Eichenplatte des Tisches gelegt, die Schnallen gelöst und dann die Lederklappe geöffnet. Dieselbe enthielt außer etwas Wäsche einen zweiten Uniformsrock, verschiedene Papiere und auch Geld, wie man dies bei den Manipulationen des Dragoners deutlich hatte hören können. Noch einen Wink gab Herr von Beuren seinem Diener, dann verließ letzterer das Gemach und der Capitain war allein.

Nun nahm Herr von Beuren langsam den Brief vom Tische und las:

„Mein armes Weib! meine innigst geliebte Marie!

Auch Dir rufe ich zu: Verzeihung! — Versöhnung! und um zu erlangen, was meine Seele mit aller Kraft

erstrebt, will ich Dir reumüthig ein Bekenntniß meiner vielfachen Schuld ablegen. Alles sollst Du erfahren, in die geheimsten Falten meines Herzens schauen. Denn so sehnlich ich wünsche, für den Rest meines Lebens wieder glücklich — durch Dich und mit Dir glücklich zu werden, so wahr ist meine Reue, so fest mein Wille, Geschehenes wieder gut zu machen. Doppelt habe ich Dich — Deine Liebe — betrogen: da ich um Dich warb und da ich Dich und unser Kind heimlich verließ. Der Name Walbot, den ich Dir gab, war ein falscher. Hans von Beuren heiße ich und auf den Höhen des Mosellandes liegt Schloß Beurenhof, der Familiensitz meines Stammes, dessen Herr ich nunmehr durch den Tod meines Vaters geworden bin. Meinen Trieben nach ungebundener Lust folgend, verließ ich meiner Eltern Haus und zog nach Paris, wo ich mich an dem Becher sinnlicher Freuden berauschte — ohne auf die Mahnworte meines Vaters zu hören — ohne sein gerechtes Zürnen, sein immer ernster werdendes Drohen zu beachten. Endlich geschah was er mir in Aussicht gestellt, seine Langmuth war zu Ende und mit seiner Liebe entzog er mir die meinem Leben so nöthigen Mittel. Eine

Zeitlang vermochte ich mich noch in früherer Weise durchzubringen, dann aber mußte ich fliehen — wohin? — ich wußte es nicht, denn mein Vaterhaus war mir verschlossen. Meinen adligen Namen legte ich ab und nannte mich Walbot. Da fand ich Dich und ein neues Leben, neues Glück erblühte mir durch Deine Liebe, Deinen Besitz. Der Knabe, den Du mir schenktest, schien dem Errungenen Dauer, mir die Kraft zu geben, um durchzuführen, was ich mir vorgenommen. Doch es war Täuschung! Das erste Unglück, welches unsere Verhältnisse bedrohte, warf mich zu Boden. Ich war nicht stark genug, um aus Liebe zu Dir, zu unserm Kinde die Gedanken an Entsagungen zu ertragen, und erlag der ersten Versuchung. Ein Freund früherer Zeiten bot mir seine Vermittelung an, um in französische Kriegsdienste zu treten. Ich nahm sein Anerbieten an und verließ Dich — unser Kind. Seit jener Zeit, seit vier Jahren kämpfte ich unter fremder Fahne für fremde Interessen, doch nicht ohne oftmals den Blick rückwärts zu lenken. Ein ernster Augenblick kam; vor einem Jahre war es, da wurde ich vor Mastricht schwer verwundet und fühlte den Tod an mich herantreten. Da

erkannte ich erst was ich gethan und gesündigt, und der Entschluß Alles zu sühnen reifte in mir. Er ward zur That, denn die erste Gelegenheit erfaßte ich, um meinen Vater um Vergebung all' des Weh's zu bitten, welches ich ihm angethan. Es war die höchste Zeit, denn seine Tage waren gezählt. Vor seinem Tode verzieh' er mir, reichte mir im Briefe versöhnt die Hand und setzte mich in alle Rechte des Sohnes wieder ein. Und nun rufe ich auch Dir zu: Verzeihung! — Versöhnung! Versuche zu vergessen, was Du Herbes durch mich gelitten und sei wieder mein gutes, innig geliebtes Weib, ein Leben voll Liebe soll Dir Vergeltung sein! Ich habe das französische Heer, den Dienst verlassen und bin auf dem Wege nach meiner Heimath. In dem Dorfe Gerolstein schreibe ich Dir diese Zeilen und morgen reite ich über Traben mit einem treuen erprobten Diener der Mosel, Schloß Beurenhof zu, wo meine Anwesenheit dringend nothwendig ist. Nimm Alles, was Dir lieb und werth ist, Deinen Knaben, und fahre mit erster Gelegenheit den Rhein hinauf nach Koblenz. Dort findest Du Schiffer, welche Dich auf der Mosel nach Trarbach führen werden. Hier erwarte ich

Euch! um Dich und unsern kleinen Hubert nach Schloß Beurenhof, unserm nunmehrigen schönen Wohnsitz, zu führen. — Zweifle nicht — vertraue und hoffe! Noch kann Alles wieder gut werden — ich fühle, ich weiß es, wie auch, daß Du mir vergeben und mit Deinem Kinde zurück zu Deinem Gatten kehren wirst! Das walte Gott!

Hans von Beuren, genannt Hans Walbot."

Leise hatte der Capitain den Brief gelesen, und daß er wahr geschrieben, sagten noch, außer dem leichten Zittern seiner Stimme, ein paar Thränentropfen, die auf das Blatt niederfielen. Mit der Hand beseitigte er diese Zeugen seiner Reue, seiner Liebe zu dem Weibe, das er so schwer gekränkt, dann nahm er die Feder und schrieb noch langsam unter die letzten Zeilen und neben seinen Namen:

„Am 25. Mai, anno domini 1748."

Hierauf faltete er das Blatt und siegelte es an der Oellampe, indem er den gravirten Knopf seines Degens als Siegel benutzte. Jetzt schrieb er die Adresse:

„An Frau Maria Walbot
zu Köln am Rheine."

Noch einige Augenblicke hielt er den nun fertigen Brief

sinnend in der Hand, dann legte er ihn in den Mantelsack und begann diesen zu schließen.

Da öffnete sich fast unhörbar die Thüre und Wenzel trat ein.

In der Hand hielt er einen bunten irdenen Teller mit einem großen Glase von alter Form, gefüllt bis zum Rande mit Wein.

Einen hastigen Blick warf er auf den Capitain, dann trat er langsam vor und setzte den Teller mit dem gefüllten Paßglas auf den Tisch.

Er hatte gesehen, wie Herr von Beuren den Brief an seine Gemahlin, dessen Inhalt Wenz zu kennen glaubte, in den Mantelsack gelegt.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr," sagte er, „ich werde die Riemen befestigen."

Dabei zog Wenz den Mantelsack zu sich heran und schnallte ihn mit größter Sorgfalt zu. Herr von Beuren ließ es geschehen. Auf seinen Sitz zurückgesunken überließ er sich seinen Gedanken, die wohl über die Berge der Eifel nach der alten Stadt am Rheine schweiften, wo sein

Weib — ein Kind ihm lebte, dessen er mit stets wachsender Vaterfreude gedachte.

„So, das wäre gethan!" rief Wenz, mit sichtbarer Befriedigung den geschlossenen Mantelsack an seine frühere Stelle schiebend. „Jetzt kann ich in Ruhe mein Nachtmahl verzehren und die Weine der Reichskrone durchkosten."

Rascher wie er gekommen, verließ er das Gemach, zog die Thüre in's Schloß und draußen, auf dem bereits vollständig dunklen Gange, murmelte er leise vor sich hin:

„Auch dieser Brief wäre gut aufgehoben und mir sicher. Jetzt einen kräftigen Trunk, ich muß mich stärken für morgen!"

Dann stieg er die krachende Holztreppe vollends hinab und trat in die untere Wirthsstube.

In dem oberen Zimmer saß der Capitain noch immer auf der früheren Stelle, stille und in sich gekehrt. Zwar griff seine Hand nach dem gefüllten Glase, doch führte er es nicht an seine Lippen, so sehr schienen ihn seine Gedanken zu fesseln.

Endlich wurden diese zu Worten und leise klang es:

„Treffe ich in Trarbach morgen Abend oder am

folgenden Tage in der Früh eine Koblenzer Jacht, so kann mein Brief in drei bis vier Tagen in Köln sein und längstens acht Tage später darf ich Weib und Kind erwarten. Meine Geschäfte in Beurenhof kann ich rasch abmachen. Der Brief meines Vaters und meine andern Papiere werden mich bei dem chur-trier'schen Vogt legitimiren — denn wer wird in dem gealterten Soldaten, mit den gebräunten Zügen, den jungen frischen Junker wiedererkennen, als welcher ich vor beinahe zwanzig Jahren das Schloß verließ? Dem Herrn von der Leyen werde ich, wenn möglich, die Regulirung meiner Angelegenheiten übertragen und nach Trarbach zurückkehren, die Meinen dort erwarten — oder noch besser, ihnen bis Koblenz entgegenfahren. — Doch wenn ich keine Gelegenheit fände den Brief zu expediren? — Das wäre fatal! Am Besten dürfte es wohl sein, wenn ich Wenz nach Köln reiten ließe. Doch nein! — Der Gedanke ist mir unbehaglich, daß Jemand meiner Umgebung früher als ich selbst mit meinem Weibe verkehren sollte. Wenz ist zwar eine gute Haut — ich habe ihn erprobt — doch wie leicht könnten seine Mittheilungen mein Weib verletzen! Er kennt mich und

mein Treiben nur zu gut und nach seinen Anschauungen würde er nichts Unrechtes zu thun glauben, wenn er Marien von meinen Kriegsfahrten erzählte. Nein, das geht nicht, ich muß bei meinem ersten Vornehmen bleiben. — Vielleicht findet sich auch schon früher eine Gelegenheit. Je näher der Mosel, je mehr Verkehr in diesem öden, unwirthlichen Lande. Es könnte immerhin möglich sein, daß ich in irgend einem der Städtchen, die wir noch zu passiren haben, einen sichern Boten anträfe, der die Besorgung des Briefes gegen ein gutes Douceur übernähme. Das wäre nicht unmöglich, und so dürfte es denn doch am besten sein, den Brief zu mir zu stecken, um ihn gleich bei der Hand zu haben."

Der Capitain war aufgestanden und schon nestelten seine Finger an den Riemen des Mantelsacks, den Wenz gar zu sorgfältig zugeschnürt. Endlich öffnete sich die Lederklappe. Herr von Beuren nahm den Brief heraus und steckte ihn behutsam in die innere breite Brusttasche seiner geöffneten Uniform. Dann schloß er den Mantelsack auf's Neue und schob ihn wieder an seine frühere Stelle, wo Wenz ihn hingelegt. Einige Male noch ging

er in dem großen halb dunklen Raume auf und ab, dann blieb er abermals vor dem Tisch stehen, ergiff das Glas, hielt es hoch empor, als ob er in Gedanken eine Gesundheit ausbringen wollte, und trank es hierauf in einem langen Zuge leer. Jetzt trat er zu dem für ihn bereiteten Lager auf der niedern Musikanten-Estrade. Wider die Balustrade lehnte er seinen Degen mit dem breiten Bandelier, ein paar große Reiterpistolen, die halb in ihren Ledertaschen staken, legte er daneben und begann sich zu entkleiden. Für die Uniform mit dem Briefe fand sich ein Nagel an der Wand, und nachdem von Beuren die immer trüber brennende Oellampe ausgelöscht, warf er sich auf das Lager, um zu schlafen.

Mehrere Stunden vergingen, der Capitain träumte wohl von seinem Weibe und Knaben, da wurden schwere Tritte auf der Treppe hörbar. Es war der Dragoner Wenz, der endlich sein Nachtmahl beendet, den ganzen Keller der Reichskrone durchgekostet hatte und nun ziemlich schwerfällig, wenn auch nicht betrunken, sein Lager aufsuchte.

Der Capitain erwachte. Er rief ein lautes „qui

vive!“ und griff schon nach seinen Pistolen. Einige Worte des Dragoners beruhigten ihn, worauf auch dieser sich auf seine Streu niederwarf und bald die Augen schloß.

Herr und Diener schliefen. —

Doch wenn heitere Bilder von häuslichem Glück den Capitain im Schlaf umgaukelten, wie sein gleichmäßiges Athmen zu künden schien, so mußte Wenz von bösen Träumen heimgesucht werden, denn auf seinem Strohlager warf er sich unruhig umher, einzelne rauhe Töne ausstoßend, die bald wie Drohworte klangen, bald einem Fluch, oder einem entsetzlichen Freudenruf glichen.

Drittes Capitel.

Zwei Brüder.

Am andern Nachmittag finden wir die beiden Reiter in einem kleinen Dörfchen wieder und immer noch etwa fünf Stunden von der Moselüberfahrt bei Traben entfernt. Die Abreise hatte nicht nach dem Willen des Capitains am frühen Morgen stattfinden können, da dessen Pferd einen Schaden am Huf gezeigt, den der Schmied des Dorfes vorerst repariren mußte. Nur langsam waren sie weiter gekommen, denn nach kurzem Ritt begann der Gaul zu hinken, und am Nachmittag sahen sie sich abermals genöthigt, vor einer Dorfschmiede einen längeren Halt zu machen. Herr von Beuren war über das unerwartete Hinderniß nicht wenig ungehalten, doch Wenz suchte den Unmuth seines Herrn zu beschwichtigen, indem

er auf die bevorstehende mondhelle Nacht hinwies, die ihnen gestatten würde, die Trabener Herberge, wenn auch spät, doch sicher zu erreichen, und so machten sich denn Beide wieder auf den Weg. Der Abend nahte und fast nur schrittweise näherten sie sich dem heutigen Ziel ihres Rittes. Endlich, es mochte neun Uhr sein, der Mond war bereits am Himmel sichtbar geworden und noch zwei volle Stunden hatten sie zu reiten bis zum Trabener Berge, da rückte Wenz mit einem Anliegen heraus, das ihm schon lange auf dem Herzen gelegen haben mochte.

„Der Weg über den Berg nach Traben ist nicht mehr zu fehlen," sagte er zum Capitain. „Gerade aus geht's auf die Bergkuppe zu, welche schon jenseits der Mosel liegt und deutlich im Mondlicht zu sehen ist. Gestatten Sie mir deshalb vorauszureiten und einen kleinen Abstecher nach Kewenig zu machen. Ich möchte meinem Bruder Jost nicht gerne vorbeigehen — vorausgesetzt, daß er überhaupt noch am Leben ist. Während Sie über die Höhe, durch das Mauerwerk der alten Franzosen-Festung Montroyal, den geraden Weg nach Traben verfolgen, biege ich links ab, suche für einige Augenblicke mein elter-

liches Haus auf und reite dann dem Ufer der Mosel entlang nach Traben, wo ich noch vor Ihnen anlangen und Sie erwarten werde."

Der Capitain besann sich einen Augenblick. Ganz gelegen mochte ihm das Gesuch seines Dieners nicht kommen, denn auf einem lahmen Pferde bei Nacht in fremdem Lande seine Straße suchen zu müssen, hatte in der That nichts Verlockendes. Doch gedachte er auch wieder des so natürlichen Triebes seines Begleiters, nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren seine Heimath, den Bruder und einzigen Verwandten wiederzusehen und begrüßen zu können, daß er seine Unbehaglichkeit bemeisterte und endlich sagte:

„Meinetwegen reite zu! In der Trabener Herberge treffe ich Dich — wenn mein Gaul mich nicht zwingt, unterwegs liegen zu bleiben."

„Habt keine Sorge, Herr! Das Pferd hält den Ritt aus und trägt Euch über den Berg. Noch in der Nacht lasse ich den Schaden gründlich repariren, damit wir morgen in der Früh in Schloß Beurenhof einreiten können. Verfehlt nur die Richtung nicht! Je weiter Ihr kommt,

je besser werdet Ihr im Mondlicht den Bergrücken, über den Euer Weg geht, erkennen. Ist es mir doch, als hätte ich die Gegend erst gestern verlassen!"

Dabei hatte er seinem Gaul die Sporen in die Weichen gedrückt und trabte davon, seinen langsam reitenden Herrn bald weit hinter sich zurücklassend.

Mit dem Dragoner ging während des scharfen Rittes eine vollständige Veränderung vor. Bisher in seinen Reden, seinem Gebahren scheinbar ruhig und gemessen, überließ er sich nun rückhaltlos einer nicht gewöhnlichen Aufregung, die sich in dem Blitzen seiner Augen, dem Keuchen seiner Brust und der rüden, fast wilden Gewalt, womit er seinen Gaul zu fortwährendem Laufe antrieb, nur zu deutlich kund gab. Mehr als eine halbe Stunde mochte er in solcher, stets steigender Erregtheit dahingeritten sein, als er plötzlich schweißgebadet sein Pferd so gewaltsam anhielt, daß das Thier sich hochaufbäumte, doch bald von seinem Reiter gebändigt, sich schüttelnd und laut wiehernd zu einer ruhigen Gangart bequemte.

Zugleich schrie Wenz mit fast heiserer Stimme und so laut er es nur vermochte:

„Halt! — Jetzt meine Truppen nochmals gemustert, dann zur Schlacht — zum Siege!“

Nun blieb für eine ganze Weile nur das Keuchen seiner Brust vernehmbar, während er selbst, wie gebrochen von der Anstrengung und dem rasenden Ritt, den Oberkörper vornübergebeugt, sich langsam von dem abgehetzten Gaul weitertragen ließ. Endlich begann er wieder zu reden, doch diesmal leise, mit tiefem Tone und in gleichmäßiger Weise. Er hatte seine Ruhe, seine ganze Willenskraft wiedergefunden.

„Zwanzig Jahre ist er nicht daheim gewesen, man kennt ihn nicht mehr — wie mich Niemand mehr kennen wird. Das wilde Kriegs- und Lagerleben ändert das Aeußere des Menschen nur zu sehr! Seine Papiere, die ihn legitimiren, führt er im Mantelsack bei sich — auch die zweite, bessere Uniform — ich packte sie vorsorglich ein. Haha! An Alles habe ich gedacht, vom ersten Augenblick an! — Der Brief an sein Weib, das — Gott verdamme mich! — mir bald einen Strich durch die Rechnung gemacht, befindet sich auch gut aufgehoben in dem ledernen Behälter. Von dieser Seite hätte ich nichts zu befürchten,

die Frau ahnt nicht einmal den rechten Namen ihres davongelaufenen Mannes — sie hat ihn wohl schon längst todt geglaubt und einen Andern geheirathet! Haha! Mir kann's recht sein, ich werde sie nicht aufklären! — Im Schlosse den Hans von Beuren zu spielen, soll mir nicht schwer fallen. Das Kommandiren haben wir im Kriege gelernt, und kenne ich doch auch sein vergangenes Leben, so weit ich es zu kennen nöthig habe. — Sein letzter Brief wird sich wohl auch noch in irgend einer Schublade vorfinden — und Anderes, das mich genauer instruiren kann. — Also voran! Einen Druck mit dem Finger hier und Alles ist gethan. Hab ich doch in all' den Schlachten und Kämpfen, die ich mitgemacht, Manchen vom Pferde heruntergeschossen. Einer mehr oder weniger — Bah! was liegt daran! — Vorwärts denn! zuerst nach Kewenig zu meinem Bruder, dem Jost. — Höll' und Teufel! — wenn der mich wiedererkennen, trotz des neuen Rockes und Namens, die ich mir zugelegt, mich wiedererkennen würde?! — — Ich muß Gewißheit darüber haben, kein Augenblick ist zu verlieren. Eine gute Stunde Vorsprung habe ich und das genügt.“

Wenz war auf der Höhe bei einer Stelle angelangt, von wo aus er zu seiner Linken in das vom Monde beschienene Moselthal niederschauen konnte. Jetzt riß er mit kräftigem Ruck den Gaul zur Seite, und ihn wieder zu rascherem Gang antreibend, bog er von dem bisher eingehaltenen Wege links ab und trabte dem Ufer des Flusses zu.

* * *

Kewenig war zur selben Zeit ein gar armseliges Dörfchen, wenn auch seine wenigen Häuser größtentheils aus schweren Steinblöcken bestanden: die etwa fünfzig Jahre vorher zerstörte französische Festung Montroyal, über dem Orte auf der Höhe des Berges gelegen, hatte das Baumaterial geliefert, und so waren denn unter den Händen der nichts weniger als baukundigen Dörfler gar seltsame Wohnungen entstanden. Am Ende des Oertchens stand ein solches Haus, dem Flusse zugewendet und sich mit einem kleinen Gärtchen an den Berghang lehnend. Einstöckig, doch von ziemlichem Umfange, glich es in seinem unteren Theile fast einem kleinen Fort, oder einem Steinhaufen mit willkürlich angebrachten Fensterlöchern, während

sein Dach nur aus losen Strohlagen bestand, die wohl kaum im Stande waren, die Bewohner des steinernen Aufenthalts nothwendig vor Wind und Wetter zu schützen. Das Haus bewohnte ein armer Fischer, dessen Nachen und Netze am Ufer lagen. Von Enkirch fuhr er die Leute auf das linke Moselufer, oder machte Botengänge, wenn solche Beschäftigungen sich ihm darboten, die ihm gemeiniglich mehr eintrugen, als das Fischen. Wie hätte der Mann auch seine Fische mit einigem nennenswerthen Gewinn absetzen können, wo jeder Trarbacher oder Trabener sich den eigenen Bedarf selber aus der Mosel holen konnte? So war denn Fischer-Jost, wie man ihn nannte, trotz aller Mühen ein armer Teufel geblieben, und daß er sich vor Jahren verheirathet, hatte nichts zu einem gedeihlichen Wohlstand beitragen können. Im Gegentheil! er mußte von jener Zeit an für Zwei arbeiten, denn nur das kleine Gärtchen besaß er, und dies hatte sein Weib bald bestellt. Doch Jost war genügsam und zufrieden mit seinem Loose, er fühlte sich sogar in seiner Häuslichkeit recht glücklich, und dies ganz besonders in letzterer Zeit, wo seine Frau ihm nach fast zehnjähriger Ehe ein Kind,

ein Mädchen, geboren hatte. Der ernste und schweigsame Mann thaute förmlich auf. Sein Auge leuchtete und wenn er sonst lautlos durch das Dörfchen schritt, oder am Ufer hantirte, so ergriff er jetzt jede Gelegenheit, um mit seinen Nachbarn zu plaudern; beim Ausbessern seiner Netze sang er sogar allerlei alte halbvergessene Liedlein, die er wohl als Knabe gelernt und gesungen. Eine selige Freude war über den einfachen Menschen gekommen, die jedoch leider für ihn nicht lange anhalten sollte.

Sein Weib hatte sich nach der Geburt des Kindes wohl wieder erholt, doch plötzlich einen Rückfall erlitten, und zur Zeit lag sie recht krank darnieder. Das fraß dem armen Fischer-Jost am Herzen und umdüsterte sein stilles Glück. Dafür gedieh das kleine Mädchen, welches nach der Mutter Ammi genannt wurde, sichtlich, trotz des Wenigen, welches ihm die Kranke jetzt gewähren konnte. Zwar hatte der Trarbacher Doctor beste Hoffnung gemacht, daß das Siechthum seinen Medicamenten baldigst weichen würde, doch verwirklichen wollten sich die Aussprüche des gelahrten Herrn nicht und schon sandte Jost seine Blicke anderwärts hin, um die ersehnte Hülfe zu finden. Ueber

dem Berge, in Cröv wohnte der Kräuter-Juppi, ein Schäfer, weit und breit bekannt durch seine Kenntnisse heilsamer Kräuter und glücklich vollbrachte Curen, an ihn gedachte Jost sich zu wenden. Sein Weib aber hielt ihn immer von dem Gang zurück, indem sie vorgab, sich besser zu fühlen, wohl nur, um dem armen bangenden Manne neuen Muth zu machen. So vergingen bange Tage, ohne daß in dem Zustande der Kranken eine sichtliche Aenderung eintrat, und Jost schwankte zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Freude und wehem Schmerz.

An demselben Abend, wo ihm der unerwartete, vielleicht verhängnißvolle Besuch seines Bruders bevorstand, weilte Jost vor seinem Hause an den Netzen arbeitend, doch mit seinen Gedanken bei dem kranken Weibe, das drinnen in der Stube lag und schlummerte. Einer seiner nächsten Nachbarn im Dorfe, der Holländer-Nickes geheißen, weil er früher als Flößer mehrere Male nach Holland gekommen, ging vorüber und Fischer-Jost war froh, als Jener zu ihm herantrat, guten Abend bot und ein Gespräch mit ihm anknüpfte. Nach dem Zustand der Kranken und der kleinen Ammi erkundigte sich theilnehmend der

Mann und Jost sprach mit ihm von Allem, was ihn bewegte: wie die theuren Mixturen des Herrn Doctors keine Besserung bewirkten und er nunmehr gesonnen sei, sich nach Cröv an den Kräuter-Juppi zu wenden.

„Das hättet Ihr gleich von Anfang an thun sollen," entgegnete der Holländer-Rickes, „und Eure Frau wäre jetzt gesund und frisch, wie die Fische in der Mosel!" Dann zählte er mit redefertiger Zunge eine Menge Wunder-Curen her, die der Kräuter-Juppi gleichsam im Handumdrehen vollbracht haben sollte, und wußte seine Erzählungen so glaubwürdig auszustatten und vorzubringen daß Jost die Arbeit liegen ließ und mit Aug und Ohr gläubig zuhörte. Neuer Muth erfüllte ihn und im Geiste sah er schon sein braves Weib wieder blühend und wohlauf. Einen Freudenruf vermochte er nicht zu unterdrücken, als er endlich mit raschem Entschluß seine Arbeit vollends bei Seite warf, aufsprang und dann rief:

„Ihr habt Recht, Rickes, und ich bin ein großer Narr gewesen, daß ich auf die Pillen und Latwerge des Trarbacher Doctors gebaut, noch heute Abend gehe ich

über den Berg nach Cröv und hole mir Raths bei dem Juppi für mein armes Weib."

„Das thut und Ihr werdet Wunder sehen. In ein paar Tagen ist die Frau wieder auf den Beinen. Euer Kind wird's spüren und auch Euer Hauswesen, das, sei es noch so klein, ja den Krebsgang gehen muß, wenn die Wirthschafterin fehlt. Damit Gott befohlen!"

Mit einem kräftigen Händedruck nahm der Mann Abschied von Jost, der bei den letzten Worten einen Seufzer nicht hatte unterdrücken können. Fest entschlossen zu dem Gang, der mit dem Aufenthalt bei dem Kräuter-Juppi etwa zwei Stunden in Anspruch nehmen konnte, kehrte der Fischer in sein Haus zurück.

Der Abend war schon ziemlich vorgerückt und das Gelaß, welches Jost betrat, bereits dunkel. Vorsichtig horchte er nach der zweiten Stube hin, dann nahm er Stahl und Stein und schlug Feuer. Bald brannte eine kleine Oellampe und erhellte den Raum, der ein ziemlich geräumiger war. In der Ecke befand sich ein plumper Heerd von Steinquadern aufgebaut, die ursprünglich eine ganz andere Bestimmung gehabt hatten, denn auch sie

stammten von dem zertrümmerten Montroyal. Ein alter Holztisch, eine Bank und etwelche Schemel, vom Gebrauch geschwärzt, bildeten die Hauptausstattung der Stube, die als Wohnzimmer und Küche zu dienen schien. An den nackten rußigen Steinwänden waren mehrere bunte Heiligenbilder befestigt und bei der Holzbank hingen Rock und Hut des Fischers, daneben unter einem fliegenden Blatt, das in rohen Conturen die zerstörte Festung darstellte, eine alte Muskete und ein vollständig verrosteter Degen, welche Armaturstücke der Erbauer des Hauses wohl auch unter den Ruinen gefunden und zum Andenken mit heimgenommen haben mochte.

Jost holte aus einer Ecke den derben Knotenstock, dann nahm er seinen an zwei Seiten aufgekrempten Hut und den weiten mantelartigen Rock von fast unnennbarer Farbe, der schon seinem Vater gedient hatte, vom Nagel. Er mußte hierbei nicht allzu vorsichtig hantirt haben — oder war sein Hauptaugenmerk auf die Kammer nebenan gerichtet, wo sein krankes Weib lag — genug, das schwere Kleidungsstück streifte die alte Schießwaffe in einer Weise,

daß sie mit lautem Gepolter auf die Bank und dann zu Boden fiel.

Erschrocken hielt der arme Mann inne und schier athemlos horchte er abermals nach der Nebenstube hin. Diesmal glaubte er wirklich die Stimme der Kranken zu vernehmen. Den Mantel legte er auf die Bank und ohne sich weiter um die heruntergefallene Muskete zu bekümmern, nahm er die Oellampe und trat in die zweite Kammer, deren Thüre er halb geöffnet ließ.

Da lag auf dem alten breiten Familienbette, das gewiß schon mehrere Generationen kommen und vergehen gesehen hatte, sein armes krankes Weib und in der entferntesten Ecke des Lagers schlummerte die kleine Ammi. Das Licht stellte Jost auf den Tisch zu Häupten des Bettes, dann zog er einen Schemel heran und setzte sich zu der Kranken. Das Gesicht der Frau war von einer durchsichtigen, erschreckenden Blässe, blutlos und fahl erschienen die schmalen Lippen, während die Augen in fieberhaftem Feuer leuchteten. Das Herz zog sich in der Brust des armen Mannes zusammen vor Weh, als er sein krankes Weib so vor sich sah und er wagte kaum nach dem

Kinde zu schauen, dessen allerliebstes und in Gesundheit strahlendes Gesichtchen aus den vielen Kissen und Decken des Lagers wie verstohlen hervorlugte.

Lange blickte die Kranke Jost an, dann sprach sie mit matter, kaum vernehmbarer Stimme:

„Du willst fort — noch heute Abend?" und als Jost, dem die Thränen näher standen, als das Reden, einen Augenblick mit der Antwort zögern mußte, fuhr sie fort: „Ich hörte, wie Du den Stock aus der Ecke holtest — den Rock von der Wand nahmst und dabei wohl die alte Büchse zu Boden warfst."

„Ich habe Dich wohl recht erschreckt, armes Weib?"

„Nein. — Doch antworte mir. Wohin willst Du noch in der Nacht?"

„Ich will über den Berg nach Cröv," entgegnete der Fischer fast zögernd, „um dort Heilkräuter für Dich zu holen. Nachbar Rickes hat mir auch dazu gerathen und ich glaube fest, daß der Kräuter-Juppi dich gesund machen kann. Deshalb laß mich gehen — in einer guten Stunde bin ich wieder bei Dir und mit richtiger Hülfe."

Auf dem bleichen Gesicht der Kranken tauchte ein

schmerzhaftes Lächeln auf und es war ein Glück für Jost, daß er in diesem Augenblick die Gedanken seiner Frau nicht errathen konnte, denn sie hätten ihm und seiner Lebensfreude unwiderruflich das Urtheil gesprochen. Für sie gab es keine Hülfe mehr, das fühlte die Aermste. Ihre abgemagerte Hand streckte sie aus den Decken hervor und legte sie in die ihres Mannes, dann flüsterte sie wie früher:

„Ich danke Dir, Jost! — Doch geh heute nicht über den Berg — warte bis morgen."

„Dann hätten wir ja abermals eine Nacht verloren! Und ich möchte Dich so gerne recht — recht bald wieder gesund wissen."

„Morgen früh holst Du meine Schwester, die Marei — die kann bei mir und — dem Kinde bleiben. Dann gehe — in Gottes Namen!"

„Die Marei kann ich jetzt noch holen, Zeltingen ist nicht weit von Cröv, und sie kommt gerne noch in der Nacht zu Dir. — Laß mich gehen! es ist zu Deinem Besten."

„Nein!" entgegnete die Frau nach kurzer Pause mit

einem bangen Blick auf ihren Mann und merklich erregt. „Ich möchte Dich nicht von mir lassen während dieser Nacht. — Mir ahnt Schlimmes — ein Unglück. — Doch wird es wohl nur mich betreffen," fügte sie fast tonlos hinzu.

Jost drückte ihre Hand und während ein paar schwere Thränentropfen seine gebräunten Wangen herabliefen, sagte er mit einem Tone, der eine wahrhaft rührende Liebe zu seiner armen Frau kündete:

„Sei ruhig, Ammi! ich gehe nicht. Ich bleibe bei Dir und unserm Kinde."

„Bei mir — und — unserm Kinde!" hauchte die Kranke noch, dann sank sie, als ob ihre Kräfte durch die kurze Unterredung vollends erschöpft seien, tiefer in die Kissen des Lagers und schloß die Augen.

Immerfort hielt Jost ihre Hand gefaßt und lauschte gespannt auf die matten Athemzüge der mühsam arbeitenden Brust. So krank und schwach hatte er sein Weib noch nie gesehen, so traurig und unglücklich sich noch nie gefühlt, und dabei tauchte in dem armen Mann die

Ahnung auf, daß noch Schlimmeres ihm bevorstehen, der entsetzlichste Schlag ihn treffen könne.

Der Aermste! Was ihn auch in Gedanken erbeben machte, es war nichts gegen das Furchtbare, welches ihn wirklich bedrohte. —

Während Jost lautlos am Lager seines schlummernden Weibes saß, kein Auge von dem bleichen Antlitz abgewendet, betrat eine dunkle Gestalt leise und vorsichtig den vorderen Raum. Es war der Dragoner Wenz, welcher, in der Nähe seines Geburtsortes angelangt, den Gaul an sicherer Stelle geborgen und dann nur zu leicht den Weg nach dem letzten Hause, wo er seinen Bruder glaubte, gefunden. Nur ein Gedanke erfüllte ihn: wissen mußte er, ob sein Bruder ihn wiedererkennen würde, oder ob er ihm fremd geworden. Durch den schwachen Lichtschein angezogen, hatte er sich einem der schmalen Fenster genähert. Hier sah er nun die Gruppe in dem Krankenzimmer. Doch wenn er auch in das bleiche Gesicht der Schlummernden schauen konnte, so kehrte der Mann, der bei dem Bette saß, ihm den Rücken, und er vermochte nicht ihn zu erkennen. Da Wenz keine Zeit verlieren durfte, schlich er

um das Haus und der Thüre zu. Er fand sie unverschlossen und betrat nun die vordere, zum Theil finstere Stube. Durch die halb offene Thüre der Schlafkammer drang das matte Licht der Oellampe und erhellte einen Theil der gegenüberliegenden Wand. Der Eintretende schrack zusammen bei dem Anblick, der ihm nun wurde, denn er sah jetzt das Gesicht des Mannes vor dem Bette. —

„Es ist der Jost!" keuchte Wenz kaum hörbar, indem er sich an dem schweren Bohlentisch zu halten suchte. „Ich habe ihn auf den ersten Blick erkannt und er — wird mich wiedererkennen." —

Hastig wendet er sich der Thüre zu und will sich entfernen.

Da bleibt er plötzlich wie gebannt stehen, denn bei dem nächsten Hause glaubt er Jemand zu erblicken, der zu ihm hinüberschaut.

„Man darf mich hier nicht sehen — mein rother Rock leuchtet durch die Nacht," murmelt Wenz ingrimmig zwischen den Zähnen. Dann tritt er in die dunkle Stube zurück und blickt suchend umher.

Das Licht in der Krankenstube streift die Holzbank, wo der Mantel des Fischers liegt.

„Der Mantel des Alten — auch ihn erkenne ich wieder!" flüstert Wenz, indem ein häßliches Lächeln auf seinem Gesicht auftaucht. Dann greift er vorsichtig nach dem Kleidungsstück, hüllt sich hinein und verläßt so das Haus, unhörbar wie er gekommen.

„Jetzt kann es mir einerlei sein, ob sein Nachbar mich sieht, oder nicht," sagt er noch zu sich selbst. „Einen französischen Rothrock und den künftigen Herrn von Beuren wird er unter dem alten Habit nicht vermuthen, noch errathen."

Nun beginnt er, unbekümmert um den Weg, den Bergrücken emporzusteigen.

Bei dem Nebenhause stand währenddem der Nachbar Rickes. Er hatte allerdings nach dem Hause des Fischers geschaut und nun auch gesehen, wie Jemand, der nur der Jost sein konnte, heraustrat und sich entfernte. Doch bald blickte er erstaunt auf die Gestalt in dem wohlbekannten Mantel und murmelte:

„Sonderbar! Der Fischer-Jost will doch nach Cröv,

und nun klettert er den Berg hinauf nach der schwarzen Mauer und dem Montroyal!"

Hierauf verließ er kopfschüttelnd seine Stelle und kehrte in das Haus zurück. —

Doch der Fischer-Jost saß noch immer in der Schlafkammer vor dem Krankenbette, unbeweglich und immerfort auf das todtbleiche Antlitz seines Weibes schauend, immer ängstlicher auf die Athemzüge horchend, die er endlich gar nicht mehr zu hören glaubte.

Viertes Kapitel.

Eine Nacht in den Trümmern Montroyals.

Eine Weile war Wenz bergan gestiegen; hinter der sogenannten „schwarzen Mauer", ein Ueberrest der Befestigungen Montroyals, bog er rechts ab und langte bald an eine Stelle, wo zwischen Felsblöcken und Mauertrümmern eine Quelle aus dem Boden rieselte. Einige Bäume umgaben den Platz, der am Tage recht einladend sein mochte, doch in der Mondnacht von einer fast unheimlichen Stille war. Hier hatte der Dragoner sein Pferd untergebracht. Ohne Aufenthalt nahm er das Thier beim Zügel, und es führend, stieg er die Höhe vollends hinan.

„Noch eine Stunde habe ich vor mir, bis er kommt," murmelte Wenz im Gehen, „und Zeit genug, um die

Stelle wiederzufinden, die dem Knaben so oft als Schlupfwinkel gedient. Es ist zum Teufelholen! zwanzig Jahre bin ich weggewesen, kehre in der Nacht zurück und erkenne Alles wieder, was ich sehe: Menschen und Orte. Doch mich sollen sie hier sobald nicht wiedersehen; in den Beurenhof will ich mich lieber vergraben und vor allen Dingen die Leute hiesiger Gegend mir fern zu halten suchen. Auch werde ich reich genug sein, um mich ein wenig im deutschen Reiche umzusehen — wenn ich dabei nur nicht befürchten müßte, einem alten Bekannten, oder was noch gefährlicher wäre, einem früheren Vorgesetzten zu begegnen. Doch das Alles findet sich — vorerst die nöthige Arbeit gethan!" —

Die Höhe des Berges hatte er erreicht; noch mußte er sich mit seinem Gaul durch Steinmassen und über Gerölle fort arbeiten, dann befand er sich mitten im Bereich der Ruinen Montroyal's. Zur Seite rechts zogen sich die Mauerreste und Trümmerhaufen bergartig in weitem Bogen zusammen, die ehemalige Festung nach der Landseite zu abschließend. Dieser Theil der Ruinen lag in tiefem Schatten, während das kahle unebene Plateau

und die übrigen Reste der früheren Umwallung von dem fahlen Lichte des Mondes beschienen wurden und in der Ferne sonderbare, fast gespenstische Formen annahmen. Nach der dunklen Seite zog Wenz den Gaul. Eine weite Lücke zeigte sich jetzt in dem Mauerwerk; es war die Stelle, wo das zweite Thor der Festung sich befunden, und von hier aus konnte man hinaus in das Land schauen.

„Das ist der Weg, den er kommen muß," flüsterte der Dragoner und seine blitzenden Augen spähten scharf in die vom Monde matt erhellte Ferne. Nichts war zu sehen, Todtenstille herrschte auf dem öden Trümmerfelde wie draußen in der sich nebelhaft ausbreitenden Landschaft. Weiter schritt er mit dem Gaul im Schatten der Steinhaufen dahin. Auf letztere richtete Wenz nun sein Hauptaugenmerk. Bald hatte er eine Stelle gefunden, wo gewaltige Mauerbrocken zerstreut umherlagen. Hier brachte er das Pferd unter, und in einer Weise, daß man am hellen Tage das Thier von dem Plateau aus nicht hätte bemerken können. Den Zügel befestigte er um einen lang

hervorragenden Stein, dann setzte er seine Suche in den Ruinen fort.

Hastig kletterte er auf den Trümmern auf und nieder, hier einen der Steine hebend, dort mit seinem Degen versuchend zwischen ihnen einzudringen. Endlich wurde ein unterdrückter Freudenruf hörbar. Wenz hatte gefunden, was er gesucht, eine schmale, doch tiefe Oeffnung zeigte sich ihm zwischen den Steinen. Rasch entfernte er das umliegende Geröllе, einige größere Mauerbrocken und bald gähnte ihm eine schwarzdunkle Höhlung entgegen, wohl ein Gewölbe der Festungswerke, das nicht vollends eingestürzt war.

„Ich wußte wohl, daß ich den Satanskeller wiederfinden würde, in den ich als Knabe so oft niedergestiegen, um mich zu verstecken. Jetzt auf meinen Posten — er kann nicht mehr weit sein."

So murmelte Wenz, dann kehrte er rasch zu dem Gaul zurück, der sich inzwischen auf den steinigen Boden niedergelegt und es sich so bequem als möglich gemacht hatte. Aus den Satteltaschen holte der Dragoner seine beiden langen Pistolen, ein Ledersäckchen mit Munition hervor,

untersuchte Ladung und die Steinschlösser und schüttete frisches Pulver auf die Pfanne; dann nahm er den Mantel seines Bruders, den er vorhin abgeworfen, wieder vom Boden, hüllte sich lachend hinein, indem er sagte:

„In dem grauen Rock des Alten vermag ich mich so nah als möglich an den Eingang heranzuschleichen und brauche nicht zu befürchten, daß er mich erspäht, die rothe Uniform hätte mich verrathen können."

Nun trat er aus den Ruinen hervor, um nach der breiten Oeffnung in den Mauertrümmern zu gehen, doch nach den ersten Schritten hielt er erschrocken inne.

In der Ferne war deutlich durch die nächtliche Stille der Hufschlag eines Pferdes vernehmbar, doch nicht gleichmäßig klang der Schall, sondern in unregelmäßigen Pausen.

„Haha!" lachte Wenz, der seine Ruhe sofort wiedergefunden, vor sich hin. „Er kann nicht mehr weiter! Ich habe den Huf seines Gauls mit einem Nagel gespickt. Das arme Thier dauert mich, doch soll es bald erlöst werden."

Nun kauerte er sich hinter einen Steinhaufen nieder,

nicht weit von der Stelle, wo der langsam Näherkommende vorbei mußte. Also gedeckt und in tiefem Schatten war er sicher, nicht bemerkt zu werden, und mit größter Kaltblütigkeit begann er seine beiden langen Reiterpistolen schußfertig zu machen. Dann suchte er prüfend einen passenden Platz auf den Steinen, wo er die Waffe auflegen konnte, und scharf horchend erwartete er sein Opfer.

In diesem Augenblick, wo er im Begriff stand, eine furchtbare That zu begehen, regte sich wohl zum letztenmal das Gewissen des harten Menschen, doch mußte er das, was es ihm sagte, rasch in die Flucht geschlagen haben, denn er wiederholte mit verächtlichem Tone die Worte, die er schon einmal ausgesprochen: — „Einer mehr oder weniger, was liegt daran?!“ —

Der Hufschlag des hinkenden Pferdes war immer deutlicher geworden; auf die klaffende Oeffnung in den Ruinen bewegte sich der Reiter zu. Es war in der That der Capitain von Beuren, der, seinem lahmen Thiere, dem endlosen Wege und seinem davongerittenen Diener fluchend, sich langsam dem vermeintlichen Ziel seines Rittes näherte. Von der letzten Haltestelle und besonders von dem Augenblick an, wo Wenz ihn verlassen, war es mit dem Gaul immer schlimmer gegangen. Er hatte bei ansteigendem Terrain sogar absteigen und das arme Thier führen müssen. Wäre Wenz bei ihm gewesen, so hätte von Beuren zum wenigsten dessen Gaul besteigen und voraus nach Traben reiten können! Doch jetzt gab es keinen andern Ausweg, als so gut, oder vielmehr so langsam als möglich weiter zu reiten, denn auf dem nackten Felde konnte er die Nacht doch nicht liegen bleiben und ein Dorf war auf dem endlosen Hochplateau, trotz des fahlen Mondlichts, nicht zu erspähen. Der Unmuth des Capitäns war zu stillem Grimm geworden, der sich kaum in etwas legen wollte, als er endlich die ihm bekannten Ruinen Montroyals vor sich sah und sich nicht mehr weit von Traben wußte.

Langsam durchritt Herr von Beuren die Trümmer der Bastionen und vor ihm lag das öde steinige Bereich der ehemaligen Stadt und Festung, vom Mondlicht unheimlich beleuchtet. Einen Anflug von Bangen mußte er spüren, denn seine Hand fuhr unwillkürlich nach den Pistolen in der Satteltasche, während sein Auge scharf

über die fahlerhellte Fläche, wie über die in dunkle Schatten gehüllten Steinmassen schweifte.

Da tönte durch die tiefe Stille das helle Wiehern eines Gauls; aus den Ruinen zur Seite kam es her.

Es war das Pferd des Dragoners, welches wahrscheinlich das Näherkommen seines Stallgenossen gewittert hatte. —

Reiter und Gaul hielten inne.

Das lahme Thier spitzte die Ohren und Herr von Beuren, der das Wiehern deutlich gehört, wohl auch erkannt hatte, machte überrascht eine Wendung nach der Seite hin und wollte rufen.

In demselben Augenblick blitzte es in den Mauertrümmern zunächst des Eingangs auf. Ein Schuß krachte, der die Echo in den Ruinen wie in den Bergen des Moselthals ringsum wach rief.

Der Capitain zuckte jählings auf seinem Gaul zusammen, die Hand, welche an den Pistolen lag, fuhr nach der Brust, dann sank er lautlos, wie eine schwere Masse, rücklings vom Pferde und zu Boden.

„Das wäre gethan!“ keuchte der Mann hinter den

Steintrümmern. Dann griff er hastig nach der zweiten Pistole und verließ sein Versteck. Den dunklen Mantel warf er weg und mit wenigen Sprüngen war er bei dem am Boden Liegenden.

Herr von Beuren rührte sich nicht mehr.

Die Hand legte Wenz ihm auf das Herz — welches nicht mehr schlug — den Arm hob er prüfend empor, dann murmelte er: „Todt! — ein Kernschuß mitten durch's Herz. Jetzt an die Arbeit und rasch! Das Teufelsding hier hat einen wahren Höllenlärm gemacht und deshalb heißt es eilen!“

Er versuchte den todten Körper zu heben und fortzuschleppen, doch bald ließ er von diesem Beginnen ab, indem er sagte:

„Es geht nicht! Lade ich ihn auf, so wird mich sein Blut besudeln und verrathen. Den Körper fortzuschleifen ist auch nicht rathsam, man würde der Spur, die er hinterlassen muß und die zu verwischen ich keine Zeit habe, folgen können, den Versteck und Alles finden, und das wäre gefährlich. — Nein, ich muß es anders machen und dann — darauf ankommen lassen.“

Jetzt begann Wenz hastig den Todten zu entkleiden. Die blutbefleckte Uniform breitete er auf dem Boden aus und legte sämmtliche übrigen Kleidungsstücke sammt den Reiterstiefeln darauf. Nur Hut und Degen mit dem Bandelier sonderte er ab. Dann trat er zu dem Gaul, der unbeweglich stehen geblieben war, und schirrte ihn ab. Den Mantelsack warf er bei Seite, Sattel, Pistolenhalfter und Riemenzeug legte er zu den Kleidungsstücken des Capitains und schlug dann Alles so gut als möglich zu einem Bündel zusammen, das er erfaßte. Noch schaute er suchend umher, ob er nichts vergessen, dann eilte er flüchtigen Fußes nach der Stelle der Ruinen, die er früher so mühsam gesucht. Dort angelangt warf er die blutbefleckten Kleidungsstücke sammt dem Pferdegeschirr, seinen eigenen Hut und Degen in die schwarzdunkle Höhlung und begann nun diese wieder mit großen Steinen und Mauerbrocken zu bedecken. Keuchend vollbrachte er die nicht leichte Arbeit, welche endlich zu seiner Zufriedenheit gelungen sein mochte, denn er murmelte mit unheimlich klingendem Ton:

„So, die Zeugen dieser Nacht wären gut aufgehoben!

Wenn ich selbst sie wieder ausgraben wollte, es dürfte mir kaum gelingen.“

Jetzt eilte er zu seinem eigenen Gaul, zog ihn aus dem Versteck und nach der Stelle der blutigen That. Zuerst reinigte er seine blutbefleckten Hände an dem Mantelrock, der ihn so gut geborgen, und warf diesen dann hinter die Steintrümmer. Den Tressenhut des todten Capitäns setzte er sich keck auf das Haupt, den Degen mit dem Bandelier hing er um, dann steckte er die Pistolen wieder in die Satteltaschen seines Pferdes und schnallte den Mantelsack des Herrn von Beuren auf den seinigen. Was er that, geschah mit einer solchen ruhigen Sicherheit, die nur zu deutlich zeigte, daß er an Alles gedacht, die entsetzliche That lange und eifrig überlegt hatte.

Nachdem sein eigenes Pferd zum Besteigen bereit stand, trat er auf den Gaul des Capitains zu, der jeder Last entledigt, durch anhaltendes Bäumen und Schütteln des Nackens seine Behaglichkeit kund gab. Das linke Hinterbein hob er empor — das Thier ließ es ruhig geschehen — und mit einem kleinen Instrument arbeitete er

eine kurze Weile an dem kranken Huf. Endlich ließ er das Bein sinken, gab dem Gaul die Richtung nach dem Ausgang der Ruinen und sagte: „Armes Thier, nun wärest Du Deiner Schmerzen ledig! Jetzt laufe — meinetwegen dorthin, woher Du gekommen bist.“

Zugleich gab er ihm mit der Degenscheide einen heftigen Schlag in die Weichen. Das Pferd bäumte sich hoch auf, dann lief es den Weg zurück, durch die Maueröffnung und weiter hinaus in das Land.

Ohne noch einen Blick auf den blutigen, fast nackten Körper seines Opfers zu werfen, bestieg Wenz seinen Gaul und trabte auf gleichem Wege davon, vor den Ruinen die Richtung nach dem etwa zwei Stunden entfernt liegenden Uerzig einschlagend.

Stolz dehnte und reckte sich der gewaltthätige Mann auf dem rasch dahintrabenden Pferde, ohne Furcht vor dem Verbrechen, das er soeben begangen. Nur ein Gedanke beherrschte ihn, dies sagten die mächtigen Athemzüge der breiten Brust, das Blitzen des dunklen Auges. Diese entsetzliche selbstzufriedene Erregtheit steigerte sich endlich

derart, daß er sich Luft machen mußte und mit einem Tone, der wie der heisere Siegesschrei des Bösen klang, rief er:

„Le roi est mort — vive le roi! — Der neue Herr von Beuren zieht ein in sein Reich!“ —

Fünftes Capitel.

Zu schwer heimgesucht.

Die Sonne war am andern Morgen über dem Hochplateau des Hunsrück erschienen und sandte ihre ersten Strahlen hinab in das Moselthal. Durch die schmalen Fensteröffnungen in den gewaltigen Mauern der Wohnung des Fischer-Jost drang der goldene Schein in die Krankenstube, wo Jost noch immer an derselben Stelle wie am gestrigen Abend weilte, noch immer die Hand seines Weibes hielt. Auch der arme gequälte Mann war endlich matt und müde eingeschlafen, nun weckten ihn die ersten Sonnenstrahlen, ihn und das Kind. Die Kleine, die etwa drei Monate alt war, begann laut zu weinen, und Jost fuhr empor. Zusammenschreckend ließ er zugleich die Hand seines Weibes fahren, denn erwachend vermeinte er etwas

Eiskaltes erfaßt und gehalten zu haben. Schwer sank der Arm der Frau über den Rand des Bettes nieder. Still mit halbgeschlossenen Augen, die fast blauen Lippen leicht geöffnet, lag sie da. Das Antlitz war noch bleicher geworden, die Wangen erschienen noch hohler denn gestern und eine unsägliche Furcht erfaßte den Mann. Er hörte das Weinen seines Kindes nicht, denn all sein Denken war auf die unbewegliche Gestalt der Frau gerichtet, die ja sein Alles war, und immer mächtiger dämmerte es in ihm auf, daß sie von ihm gegangen sei — ohne Abschied, für immer und ewig! — Das Herz begann sich ihm krampfhaft zusammen zu ziehen; es drängte ihn zu rufen und er vermochte es nicht, eine Bewegung zu machen und kein Glied wollte sich rühren. Endlich löste sich seine Starrheit, helle Thränen rieselten über die gebräunten Wangen und schluchzend schrie er auf: „Ammi! — Ammi!“ —

Doch keine Antwort wurde ihm. Unbeweglich, kalt und marmorbleich lag sein Weib vor ihm da.

Jetzt ergriff er die herabhängende Hand — o, nur zu eiskalt war sie und bis an sein Herz spürte er die Be-

rührung — über ihren Mund, ihre Brust neigte er sich — vergebens! — kein Athemzug war zu hören. Sein Weib war todt.

Nun machte sich der Jammer des armen Mannes in herzzerreißendem Rufen nach der Geschiedenen, durch von Schluchzen unterbrochene Wehklagen, Luft. Durch die Stube rann er händeringend, um immer wieder zu dem Lager der Todten zurückzukehren, bis er endlich matt und gebrochen auf den Schemel sank, das Gesicht in beide Hände barg und still zu weinen begann.

Der erste gewaltige Schmerz, gegen den es keinen Widerstand gab, war vorüber, wenn auch nicht besiegt.

Nun wurde das leise Weinen des Kindes vernehmbar, welches die Wehklagen des Mannes bis jetzt übertönt hatten.

Kaum hatte Jost das Weinen des Kindes erkannt, als er, wie von einem Hoffnungsstrahl berührt, sich erhob und die Kleine aus den Decken nahm. Sein thränengefülltes Auge richtete der Mann auf das Kind, welches jetzt sein Weinen einstellte und den Vater mit seinem lieben Gesichtchen und den hellen blauen Aeuglein anlächelte.

Das wehe Weinen und Schluchzen des Mannes ging fast in ein freudiges über, die Wangen des Kindes küßte er und stammelte:

„Nein — allein hat sie mich doch nicht auf der Erde zurückgelassen! — Du bleibst mir, Ammi — und in Dir will ich die Mutter lieben, bis auch ich — ihr folgen darf.“

Jetzt aber trat der Schmerz wieder in seine Rechte und neue Thränen weinten seine Augen, die auf das Kind, welches er noch immer in seinen Armen hielt und küßte, niederfielen.

Durch die Erregtheit des Vaters geschreckt, wohl auch nach Nahrung verlangend, begann das Kind von Neuem und diesmal heftig zu weinen.

Einen Augenblick schien Jost verwirrt, doch rasch faßte er sich, hüllte die Kleine in eine der Decken und schickte sich an, mit ihr die Stube zu verlassen. Vorher warf er noch einen Blick auf die Todte und rief dieser gleichsam zu:

„Schlafe ruhig, armes Weib — ich will Ammi nur zu unserer Nachbarin bringen — die wird statt Deiner

und gerne für das Kind sorgen, bis es Deine Schwester, die Marei thut. — Bald bin ich wieder bei Dir!"

Dann eilte er mit der Kleinen hinweg.

Etwa hundert Schritte von Jost's Hause entfernt lag das kleine Gehöft des Holländer-Rickes, an welches sich dann die andern wenigen Häuser des Ortes reihten. Bald hatte er die Wohnung des Nachbars erreicht. Der Holländer-Rickes war nicht daheim, wohl aber dessen Frau. Kaum hatte diese vernommen, welch ein entsetzliches Unglück den armen Fischer-Jost betroffen, als sie voll Mitleid das Kind auf ihre Arme nahm, es herzte und küßte und mit guten Worten, die dem Vater zu wahrem Balsam wurden, versprach, für die Kleine während dieser harten Zeit zu sorgen, so gut, als sei die Ammi ihr eigenes Kind, und so lange, bis die Marei, welche dem Nachbar wohl beistehen werde, von Zeltingen herüberkommen könne.

Nachdem die gutmüthige Moselerin dies und noch manches gutgemeinte Wort des Trostes dem so schwer heimgesuchten Manne gesagt, ihm auch versprochen, irgend Jemand, oder den Rickes, sobald er wieder heimgekehrt, zu der Marei und dem Herrn Pfarrer zu schicken, wollte

Jost sich entfernen. Da hielt ihn die Frau noch einen Augenblick auf, indem sie sagte:

„Nun kann ich mir auch denken, weshalb Ihr nicht mit auf den Berg gegangen. Mein Mann und noch viele Andere sind schon seit dem Morgengrauen nach dem Montroyal. Es muß etwas passirt sein, sonst wären sie schon längst wieder hier."

Jost, der schon auf der Schwelle stand, wandte sich fragend um.

„Dann habt Ihr auch nicht einmal den Schuß gehört, der heute Nacht, so gegen zwölf Uhr, dort oben abgefeuert wurde?" fuhr die Frau fort. „Wir Beide, mein Mann und ich, sind über den Knall, der weit und breit im Thal zu hören war, erwacht und auch nicht wenig erschrocken. Mein Mann meinte, es müsse auf dem Montroyal gewesen sein, er wollte sogar heute früh, bevor er auf den Berg ging, bei Euch anklopfen, um nachzusehen, ob Euch nichts passirt sei, denn Ihr waret ja in dieser Nacht in Cröv bei dem Kräuter-Juppi?"

„Ich bin nicht dort gewesen," entgegnete Jost, dem in diesem Augenblick ganz Anderes auf dem Herzen und

im Sinne lag, mit leisem, gedrücktem Tone. „Ich habe die ganze Nacht auf einem Schemel vor dem Bette meiner armen Frau gesessen. Ihre Hand hielt ich, die in der meinigen eiskalt geworden.“

Nun wandte er den Kopf nnd ließ ihn auf die Brust niedersinken, um die auf's Neue hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Die Frau des Holländer-Rickes schaute ihn mit einem befremdenden Blick und fast erschrocken an, dann sagte sie:

„Das ist sonderbar! Mein Mann hat Euch doch gestern Abend, gegen zehn Uhr, den Berg und nach der schwarzen Mauer zu hinaufsteigen sehen.“ —

„Er hat sich geirrt,“ erwiderte Jost in früherer Weise. „Ich bin nicht aus dem Hause gekommen und habe auch keinen Schuß gehört.“ Dann richtete er mit einem schweren, bangen Seufzer den Blick wieder auf das Kind, das er noch einmal in seine Arme nahm und weinend küßte. Noch drückte er der Frau, die ihn immer verlegener anschaute, stumm, doch beredt die Hand und verließ das Haus, um mit eiligen Schritten nach seiner eigenen,

nun so öden Wohnung zurückzukehren, in ihrer Einsamkeit sich auszuweinen.

Kopfschüttelnd schaute die Frau ihm nach, da wurde sie durch das erneuerte Weinen des Kindes aus ihren eigenthümlichen Gedanken gerissen und an die nun einmal übernommenen Pflichten gemahnt. Ein Liedchen trällernd, womit sie ihre eigenen Kinder, da jene noch klein gewesen, beruhigt, trat sie in die Stube zurück, die zugleich als Schlafkammer diente, um auf dem Heerde ein Süppchen für die arme mutterlose Kleine zu bereiten. —

Jost ist in sein Haus zurückgekehrt.

Aus der vorderen Stube nimmt er lautlos und gemessen das Bild der Mutter Gottes von der Mauer und einige geweihte Palmzweige, die dort stecken, dann macht er ein kleines kupfernes Lämpchen zurecht, das schon durch seine Form sich als nicht für den gewöhnlichen Gebrauch bestimmt ankündigt: es ist das Todtenlämpchen, welches schon am Sterbebette seiner längst heimgegangenen Eltern gebrannt. Er zündet es an und stellt es auf den Tisch in der Schlafkammer, über den er vorher ein reines weißes Tuch gebreitet. Das Bild der Mutter Gottes richtet er vor

dem kleinen Lichtchen auf, legt die geweihten Zweige kreuzweise davor und rückt dann den zu einem bescheidenen Altar umgewandelten Tisch vollends an das Kopfende des Bettes. Jetzt holt er ein kleines schwarzes Kruzifix mit dem Bilde des Erlösers von der Wand über dem Lager herab und wendet sich zu der Todten.

Mit der bisherigen erzwungenen Ruhe des Mannes ist es in diesem harten Augenblick vorbei. Laut jammernd wirft er sich auf das Lager, die Hand der Todten ergreifend, sie mit seinen Küssen bedeckend, mit seinen Thränen benetzend. Eine lange Weile bleibt er also liegen. Sein lautes heftiges Schluchzen geht endlich in ein stilles Weinen über, dann tritt wieder Ruhe ein. Jetzt erhebt Jost den Kopf, er hat sich in soweit gefaßt, um das, was ihm noch zu thun obliegt, zu vollenden.

Die beiden Arme der Todten legt er auf die Decke, faltet die mageren Hände, zwischen deren Finger er das kleine Kruzifix gesteckt. Er schließt die starren Augen vollends, drückt einen letzten Abschiedskuß auf die kalte Stirne, dann richtet er sich, seinem Schmerz und seinen Thränen gewaltsam Einhalt gebietend, hoch empor. Mit

feierlicher Geberde macht er dreimal das Zeichen des Kreuzes über das bleiche starre Antlitz, indem er dazu betet:

„Ruhe in Frieden, bis zu dem Tage der Auferstehung, wo wir Alle uns wiedersehen werden! — Baue auf Gottes Gnade, deren auch wir so bedürftig sind! — Aus den Himmeln schaue gereinigt nieder auf mich und — Dein Kind, bis auch wir erlöst und für ewig mit Dir vereinigt werden! — Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes — Amen!“

Jetzt tritt der Mann einen Schritt von dem Lager und der Todten zurück, die er durch sein Thun, seine Worte geweiht und nun gleichsam geheiligt glaubt; auf beide Knie fällt er nieder, faltet die Hände und beginnt leise zu beten. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine lange Zeit ist verflossen und noch immer kniet Jost betend vor dem Lager. Tiefe Stille herrscht in dem steinernen Hause, wie draußen in dem Moselthale. Da wird es plötzlich am andern Ende des Ortes lebendig. Von Traben kommt eine Menge Leute laut redend und heftig gestikulirend in raschem Zuge daher. An ihrer

Spitze schreitet ein Mann in einem brauntuchenen Bratenrock, mit mächtigem Dreispitz auf dem gepuderten Haupte und einem hohen spanischen Rohrstock in der Hand. Sein Gesicht ist mehr als geröthet, ob von Natur, oder durch den scharfen Gang und die Aufregung, ist in diesem Augenblick nicht wohl zu entscheiden. Neben ihm trabt der Holländer-Rickes, in wo möglich noch größerer Aufregung, doch mit einer gewissen Ehrfurcht auf Den mit dem spanischen Rohre, der demnach eine gewaltige Personage sein muß, hineinsprechend. Aus allen Häusern Kewenigs kommen die Bewohner hervor; ihnen muß eine merkwürdige Mittheilung gemacht werden, denn Ausrufe, Geberden des Erstaunens und Schreckens werden hör- und sichtbar. Immer weiter wälzt sich der Zug, der stets neuen Zuwachs erhält und immer lauter wird. Durch das ganze Dorf geht es, am Hause des Holländer-Rickes vorbei. Dort ist die Frau mit der kleinen Ammi auf dem Arme unter die Hausthüre getreten. Ihr furchtbar erhitzter Mann bleibt einen Augenblick zurück, um ihr eine Mittheilung zu machen. Jetzt stößt die Frau einen lauten Schreckensschrei aus, drückt das Kind gleichsam schützend

an ihre Brust und eilt in das Haus zurück, während der Rickes in vollem Lauf den Uebrigen nacheilt, die bereits bei der Wohnung des Fischer-Jost, die das Ziel sein muß, angelangt sind. Zugleich mit dem stattlichen Manne in dem brauntuchenen Habit vermag der Nachbar das Haus zu betreten.

Jost hatte wohl nach und nach das wirre Getöse der verschiedenen Stimmen gehört, die sich immer mehr seiner Wohnung näherten, doch anfänglich nicht darauf geachtet. Endlich konnte er einzelne Worte vernehmen und wie vom Blitz berührt fuhr er vom Boden auf und starrte nach dem Eingang seines Hauses. Was er gehört, vermochte er nicht zu fassen, es war zu entsetzlich.

In diesem Augenblick betrat der Anführer des Zuges mit dem Holländer-Rickes das Haus, gefolgt von der Menge, deren lautes tumultuarisches Rufen und Sprechen zu einem dumpfen Murmeln geworden war. Jetzt stand der Mann mit dem Rohrstock unter der Thüre der Schlafstube und Jost erblickend schrie er, während sein schweißtriefendes Antlitz fast kirschbraun wurde:

„Da ist er! — Ergreift ihn, Ihr Leute — bindet ihn!“

Jost trat einen Schritt bei Seite, dann deutete er auf die Leiche seiner Frau und sagte mit fester Stimme:

„Ruhe! — Sie ist todt!“

Der Andere wich beim Anblick der bleichen Todten erschrocken zurück. Auch die Menge verstummte vollends. Da ertönte plötzlich eine Stimme aus der vorderen Stube, die da rief:

„Seht her! — da liegt die Mordwaffe am Boden; ein neuer Beweis!“

Diese Worte brachen den Bann und Verwünschungen, Schreckensrufe und Drohworte wurden wieder in wirrem Durcheinander laut. Der Mann in dem Tuchhabit wollte vortreten, seinen Befehl erneuern, als Jost außer sich, ihn gewaltsam zurückdrängte, dann selbst in die vordere Stube trat. Die Thüre des Zimmers der Todten hinter sich schließend, rief er jetzt mit hoch emporgerichtetem Haupte und blitzenden Augen:

„Was sucht Ihr hier und was wollt Ihr von mir?“

Der Weißgepuderte schien sich jetzt von seinem Erstaunen, seiner Entrüstung über die ihm widerfahrene Unbill in so weit erholt zu haben, daß er wieder reden, oder

doch schreien konnte, denn mit vor Zorn bebender Stimme kreischte er:

„Dich, Mörder, suchen wir und weitere Beweise Deiner Blutthat, und Beides haben wir — Gott sei's gedankt! — auch gefunden.“

Zugleich hielt er die alte Muskete, welche einer der Anwesenden unter der Bank am Boden entdeckt und ihm gereicht hatte, hoch empor.

Jost traute seinen Sinnen nicht. Wirr wurde es ihm im Kopfe und mit beiden Händen griff er nach der Stirne, um sich zu überzeugen, ob er wirklich wache, oder all das Schreckliche, was in den wenigen Stunden ihn betroffen, nur geträumt. Er wollte reden, sich vertheidigen, sagen, daß er die alte Waffe gestern Abend, da er seinen Rock vom Nagel genommen, um nach Cröv zu gehen, herabgeworfen, doch er vermochte es kaum und nur stotternd brachte er seine Gegenrede vor.

Da schrie plötzlich der Andere mit triumphirender Stimme:

„Habt Ihr's gehört, Ihr Leute! Er hat gestanden. — Er war in der Nacht in Cröv und auf dem Montroyal

— der Holländer-Rickes hat Recht gehabt. Er ist der Thäter! Kein Zweifel mehr! — Ergreift ihn — knebelt ihn!"

Der arme Mann fühlte sich gebrochen an Geist und Körper. „Zu schwer heimgesucht!" murmelte er noch vor sich hin, dann ließ er Alles willenlos mit sich geschehen. Man band ihm mit Stricken die Hände auf den Rücken und nach wenigen Augenblicken wurde er aus seinem Hause davon geführt, durch die Gasse des Dorfes, weiter nach Traben zu, immerfort von der tobenden, ihn verwünschenden Menge umringt, um in Trarbach in den Thurm, das Gefängniß für Verbrecher in Sponheim'schen Landen, geworfen zu werden.

Sechstes Capitel.

Der Maleficant.

Das heilige römische Reich deutscher Nation besaß Anno damals eine so überreiche Zahl kleiner Staaten und Herrschaften, daß auf einer Landkarte jener Zeit deren Namen allein ganze Länder bedecken, Städte und Dörfer Berge und Flüsse verdrängen, als ob der „Titul" allein die Hauptsache gewesen. Wie Lappen und Läppchen auf dem aus bunten Stücken zusammengesetzten Kaisermantel nehmen sie sich aus, nur lose darauf geflickt, mit dem großen Ganzen verbunden. So war es auch, denn jeder, auch der allerkleinste Potentat, dünkte sich mächtiger als der deutsch-römische Kaiser selbst. Daß unter solchen Verhältnissen Streitigkeiten aller Art unter den großen und kleinen Nachbarn entstehen mußten, konnte nicht ausbleiben,

und wenn Kaiser und Reich sich mit andern Mächten, oder auch untereinander schlugen und bekriegten, so stritten die Kleinen nicht minder heftig miteinander, wenn auch nicht immer mit Degen und Schießgewehr, doch dafür mit scharfer Feder, in Processen, die oft ganze Jahrhunderte dauerten.

Alles dies findet sich auf dem kleinen Fleckchen Erde, das den Schauplatz unserer Erzählung bildet, beisammen und noch dazu in ebenso origineller wie characteristischer Form.

Tief in die chur-trier'schen Lande ragte die reichsunmittelbare Grafschaft Sponheim hinein, zu welcher Trarbach und der Trabener Berg gehörten. Jahrhunderte lang ein Streitobject ihrer Nachbarn, theilten sich zur Zeit die Markgrafen von Baden und Herzoge von Pfalz-Zweibrücken in ihren Besitz, während Chur-Trier sich die Lehnsherrlichkeit über Trarbach und andere Theile des Ländchens angeeignet hatte. In dieser „hintern Grafschaft Sponheim" und an ihrer Grenze lagen mehrere Ortschaften, die als Ganzes einen der absonderlichsten Bestandtheile des deutschen Reiches bildeten. Es war das sogenannte

„Cröver Reich", mit seiner Hauptstadt „Cröv", einem Dörfchen von damals vielleicht hundert und einigen Häusern und etwa fünfhundert Einwohnern, zu dem noch verschiedene Dörfer und Höfe, unter Andern auch das Dorf Kewenig gehörten. Ein Allodium (freies Gut) der Carolinger, wurde der kleine Landcomplex nach Erlöschen jenes Stammes eine Reichsdomaine, kam dann an Sponheim, um ebenfalls Jahrhunderte lang ein Streit- und Prozeß-Object zwischen den Herren der Sponheimer Grafschaft und Chur-Trier zu werden. Im Laufe der Zeit hatte sich indessen der Besitzstand derart geregelt — während der Prozeß seinen Jahrhundert langen Gang fortging — daß Sponheim die Landeshoheit, Chur-Trier die Voigtei nebst der Gerichtsbarkeit über das Cröver Reich ausübten. Nicht genug damit, lagen noch ganz in der Nähe zwei Ortschaften, die Chur-Köln gehörten: Zeltingen und Rachtig, die wieder ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten und noch zum Ueberfluß eine Freistatt bildeten für etwaige durch den chur-trier'schen Vogt oder den Sponheim'schen Schultheiß verurtheilte Missethäter. Es waren Verhältnisse so verwirrt und kraus, wie die Locken der gewaltigen Allongen, welche

die großmächtigen, geistlichen und weltlichen Herren und Gebieter der kleinen Landesstrecken trugen, die erst durch die französische Revolution und Occupation der Mosellande einen endlichen und zugleich äußerst raschen Abschluß finden sollten.

Während nun in Trarbach ein Sponheim'scher Schultheiß das Regiment führte, die Steuern eintrieb und Urtheil sprach, stand Letzteres im Cröver Reich dem chur-trier'schen-Vogt zu, was zu den seltsamsten Verwicklungen Anlaß gab — wie wir dies im Verlauf unserer Erzählung, zu der wir nach der kleinen doch nothwendigen Abschweifung zurückkehren, sehen werden.

Den von Wenz in der Nacht abgefeuerten Schuß hatte man an verschiedenen Orten vernehmen können, in Kewenig, an dem linken Abhange des Trabener Berges gelegen, wie auch in dem Dörfchen Rißbach, auf der entgegengesetzten Seite, da wo die Mosel von Wolff und Cröv herkommt, um in stundenlangem Bogen Montroyal zu umfließen. In beiden Orten wurde der Knall und sein mehrfaches Echo auch von verschiedenen Leuten gehört, und da zur Zeit die Lande an der Mosel vom Kriege frei

waren, so mußte der Schuß auf der Höhe und in der Nacht allerdings auffallen und die Neugierde rege machen. Am frühen Morgen wurde denn auch der Berg von beiden Seiten von verschiedenen Bewohnern Kewenigs und Rißbachs bestiegen. An der Spitze der Ersteren befand sich der Holländer-Rickes, den wir schon kennen, und nicht lange brauchte man zu suchen, um die eigentliche Ursache der nächtlichen Detonation zu entdecken. Nicht weit von dem Landeingange zu den Ruinen lag auf dem steinigen Boden der fast nackte Körper eines Mannes, nur von einem Hemde bedeckt, in einer Lache geronnenen Blutes, für die Bauern ein entsetzlicher Anblick. Rings herum war der Boden zertreten, auch die Spuren von Pferdehufen glaubte man zu erkennen, doch fand sich weiter nicht das Allergeringste. Dies und die klaffende Wunde, welche der todte Körper zeigte, sagten den rathlos und erschrocken dastehenden Leuten nur zu deutlich, daß ein furchtbarer Mord — ein Raubmord stattgefunden. Niemand kannte das fremde gebräunte, jetzt blutleere Antlitz mit dem kleinen Schnurr- und Knebelbart, den wirren, mit Blut und Schmutz bedeckten Haaren. Der Ermordete war ihnen

ebenso unbekannt wie der Thäter — wie Alles was in der Nacht Entsetzliches in den Ruinen Montroyals vorgegangen sein mußte.

Nachdem die ersten Schreckensrufe verstummt, versuchten die Männer leise und schüchtern ihre Vermuthungen über den furchtbaren Vorfall auszusprechen und während Einige das Terrain in größerem Umkreise absuchten, hatten sich Andere um den Holländer-Rickes versammelt, der ihnen mit wichtigster Miene sagte:

„Wir werden bald Aufschluß erlangen, denn ich weiß Jemand, der in der Nacht über den Berg nach Cröv gegangen und bei dem Eingang der Ruinen dort hat vorüber kommen müssen. Ja, wenn er sich in Cröv nur ein Stündchen aufgehalten hat, bis der Juppi ihm die Kräuter zurecht gemacht, so muß er sich fast zur selben Zeit, wo der Schuß fiel, auf dem Rückweg und hier in der Nähe befunden haben.“

„Wer — wer ist es?“ riefen die ihn umstehenden Bauern, deren Neugierde jetzt so rege geworden, wie vorhin ihre Furcht und ihr Entsetzen.

„Der Fischer-Jost,“ antwortete der Rickes. „Ich selbst habe ihm gestern Abend zugeredet, seines kranken Weibes wegen sich an den Kräuter-Juppi in Cröv zu wenden und er war fest entschlossen zu dem Gang. Nach neun Uhr war ich noch einmal draußen in meinem Hofe, um nach einem kranken Stück Vieh zu sehen; ich blickte nach des Nachbars Haus hinüber, da sah ich den Jost in seinem langen grauen Mantelrock aus der Thüre treten und — sonderbar! — anstatt den geraden Weg zu gehen, stieg er sofort den Berg nach der schwarzen Mauer und den Ruinen hinauf. Er wird darum wissen — ihn müssen wir fragen!“

In diesem Augenblick ließ sich aus der andern suchenden Gruppe ein lauter Aufschrei vernehmen, dem bald mehrere Rufe des Erstaunens folgten, die endlich in ein allgemeines wirres Schreien übergingen. Sofort eilten der Holländer-Rickes und seine Zuhörer hinzu, um zu fragen, was es gäbe, was man gefunden. Da hielt einer der Bauern ein dunkles Kleidungsstück hoch empor mit dem Bemerken, daß er dasselbe dort, bei den Steinen gefunden.

„Der Rock des Fischer-Jost!" schrien die Leute fast wie aus einem Munde.

Wer nur jemals in rauher Jahreszeit über die Mosel gesetzt, kannte den alten grauen Mantelrock, der sich in der Familie des Fischer-Jost vom Vater auf den Sohn vererbt hatte.

Am lautesten von Allen schrie der Holländer-Rickes, denn der Fund bestätigte ja nur zu sehr seine früher gemachte hochwichtige Aussage.

Doch schon hatte man die Suche fortgesetzt und — Entsetzen! — während die Einen an dem Kleidungsstück, das doch ziemlich weit von der Leiche gelegen, Blutflecken bemerkten, fanden die Uebrigen auf dem Steinhaufen, bei dem der Rock gelegen, ein kleines offenes Ledersäckchen mit Pulver und Kugeln gefüllt.

Das war eine entsetzliche Entdeckung, denn nur einen Gedanken hegten die Bauern, welche bereits Alle wußten, was der Holländer-Rickes gesagt und gesehen: Der Fischer-Jost war nicht allein zur Zeit, wo der Schuß gefallen, in den Ruinen gewesen, sondern er selbst hatte ihn abgefeuert — hatte den furchtbaren Mord begangen, das sagte

der bei seinem Rock gefundene Schießbedarf, und noch mehr sagten es die blutigen Flecken des verrätherischen Kleidungsstückes.

„Er hat's gethan! — Der Jost hat ihn erschossen, geplündert! — Wer hätte das von dem Manne gedacht?! — Zu dem herrschaftlichen Schultheiß nach Trarbach! — Nein, zu dem chur-trier'schen Vogt nach Cröv! Der hat die Jurisdiction über Kewenig, wohin der Mörder gehört; der allein darf ihn festnehmen und hängen!"

So schrien die Bauern laut durch- und gegeneinander, sich dabei immer mehr erhitzend, und es wäre bald ob ihrer Meinungsverschiedenheit über die criminale Gerichtsbefugniß zu Thätlichkeiten gekommen, hätte nicht der Holländer-Rickes sich in's Mittel gelegt und Gehör zu verschaffen gewußt.

„Ich allein hab's herausgebracht und nur vor dem Sponheim'schen Schultheiß in Trarbach, dem gestrengen Herrn Pancratius Zumpt, will ich Zeugniß ablegen. Ihm gehört der Berg, der Ort, wo der Mord begangen wurde, zu, er allein hat das Recht hier Jemanden zu richten und zu hängen."

„Nach Trarbach!“ riefen die Bauern nun, sich dem Ausspruch des Rickes fügend, der ja durch das, was er wußte und gesehen, eine Hauptperson in dem schrecklichen Ereigniß geworden und als solche den Ausschlag geben mußte.

„Zwei Mann bleiben als Wache bei dem Todtgeschossenen,“ kommandirte Rickes, „damit er uns von den Cröver mittlerweilen nicht geholt noch gestohlen wird. Bis wir wiederkommen, können die für die arme Seele des Todten, der gewiß in seinen Sünden ohne Beichte und Absolution dahingefahren ist, ein oder zwei Vaterunser beten.“

Das aber war leichter gesagt als gethan und die zwei Mann Wache wollten sich nicht finden. Zu Zweien auf dem öden Berge bei der Leiche des Gemordeten zu wachen, schien nichts Verlockendes für die Bauern zu haben, und erst als der Holländer-Rickes den ganzen Trupp in zwei Theile theilte, um die eine Hälfte, lauter Leute, auf die er sich verlassen zu können vermeinte, bei dem Todten zu lassen, fand er willige Ohren und Gehorsam. Mit den Uebrigen eilte er dann nach Traben hinunter, ließ sich von

dort nach Trarbach übersetzen, um den gestrengen Herrn Schultheißen Pancratius Zumpt so rasch als möglich zu avertiren und auf den Berg zu führen. Wohin der Holländer-Rickes mit seinem Gefolge kam, wer auf dem Wege angetroffen wurde, überall und Jedem ward die Kunde von der entsetzlichen That und dem vermeintlichen Thäter, und so konnte es denn nicht fehlen, daß die auf dem Berge Weilenden bald neuen und immer mehr Zuwachs erhielten.

Doch wenn die Gesellschaft der Wächter sich auch zusehends vermehrte, Einer hatte sich still und fast unbemerkt davongeschlichen. Es war dies ein Kweniger Bäuerlein, das in seinem schlauen Sinne gedacht, sich bei dem Manne, der da in seinem Orte so viel zu sagen habe, dem churtrier'schen Vogt, Herrn Götz von der Leyen, einen absonderlichen Dank zu verdienen, wenn er ihn von dem Geschehenen so rasch als möglich avertire, damit derselbe seine hohe Autorität dem Sponheim'schen Schultheißen gegenüber zu wahren im Stande sei. Besagtes Bäuerlein hatte sich also aus irgend einer Ursache hinter das alte Mauerwerk zurückzuziehen gewußt und war auch nicht wieder zum

Vorschein gekommen. Dafür aber lief der Mann schnurstraks nach Cröv zu dem Hofe des Vogts. Doch athemlos dort angekommen, mußte er zu seinem Leidwesen vernehmen, daß der gestrenge Herr Götz von der Leyen am frühen Morgen nach Uerzig geholt worden sei, worauf denn dem Diensteifrigen nichts anders übrig blieb, als seine Beine abermals in die Hand zu nehmen und dem Herrn Vogt nach Uerzig nachzulaufen.

Welche absonderliche Folgen dies Alles haben sollte, werden wir bald erfahren.

Der Holländer-Rickes war glücklicher gewesen; er traf den Herrn Schultheiß in seiner Residenz, der fürstlichen Kellerei, und sogar in Schlafrock und Pantoffeln mit der holländischen Pfeife im Munde. Doch kaum hatte Herr Pancratius Zumpt gehört was geschehen, als er in kürzester Frist vollständig ausstaffirt im Bratenrock, mit dem hohen spanischen Rohr, in seiner ganzen Würde dastand und sich sofort in Begleitung des Gerichts- und Thurmschreibers und zweier Knechte, die sich mit den nöthigen Stricken versehen mußten, auf den Weg nach dem Orte der That machte.

Wohl bedurfte es der Eile, denn Tausend gegen Eins war zu wetten, daß sein gerichtlicher Nebenbuhler, der chur-trier'sche Vogt, ihm diese seltene Criminalprozedur unbarmherzig vor der Nase wegschnappen würde, wenn selbiger vor ihm an Ort und Stelle wäre. Der Keweniger Rickes erhielt deshalb von dem gestrengen Herrn eine Belobung seines Eifers mit der Zusage, ihm solches bei nächst vorkommender Gelegenheit in Gnaden gedenken zu wollen, worauf er sich dann abermals und des Genaueren nach Allem, was der Bauer wußte und nicht wußte, erkundigte.

Noch hatte der kleine Zug das andere Moselufer nicht erreicht, als es bei dem Sponheim'schen Herrn Schultheiß zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß der Fischer-Jost der Maleficant und criminaliter zu behandeln, das heißt, zu hängen sei.

An Alles dachte der gewiegte Jurist — immer mit Rücksicht darauf, daß es seinem chur-trier'schen Confrater unmöglich werde, in die hochwichtige Sache einzugreifen. So ließ er in Traben den Herrn Pfarrer bedeuten, sofort auf dem Friedhof an richtiger Stelle ein Grab für den

Gemordeten bereiten zu lassen und sich alldort einzufinden. Zugleich requirirte er einen Karren mit einem Gaul, zur Abholung des Todten, und ohne Säumen ging es dann weiter, den Berg hinauf nach den Ruinen Montroyals.

Dort war eine ziemlich große und sehr laute Gesellschaft um die Leiche versammelt, die jedoch bei Ankunft der wichtigen, wohlbekannten und gefürchteten Gerichtsperson verstummte und ehrerbietig nach allen Seiten zurückwich. Herr Pancratius Zumpt, dessen Corpulenz keine geringe war, fühlte sich von der Anstrengung des langen und beschwerlichen Ganges recht marode und förmlich wie in Schweiß gebadet, doch achtete er nicht auf solche, in diesem feierlichen Augenblick geringfügige Kleinigkeiten, sondern begann zu thun, was seines Amtes war — immer mit Rücksicht darauf, daß der von der Leyen die Arbeit gethan fände, im Falle er überhaupt kommen sollte. Den Gemordeten nahm er in Augenschein, constatirte in aller Form, daß selbiger unbekannt, todt und durch einen Schuß vom Leben zum Sterben gebracht worden sei; den Rock, das Kugel- und Pulversäcklein ließ er sich reichen und wie alle Anwesenden erkannte auch er den alten Mantelrock als

dem Fischer-Jost gehörend; den Holländer-Nickes ließ er laut seine Aussagen wiederholen, und was der Herr Schultheiß sagte, protokollirte der Gerichts- und Thurmschreiber mit fertiger Feder auf dem Rücken eines zum Schreibtisch avancirten Bauern. Endlich war alles fix und fertig, ge- und unterschrieben — in selbem Augenblick, als der Trabener Karren anlangte — und nun erklärte der Herr Pancratius Zumpt feierlichst, indem er seinen gewaltigen Dreispitz abnahm, daß er, gräflich Sponheim'scher wie herzoglich Pfalz-Zweibrückischer Schultheiß und Praeses judicii, den Fischer-Jost als Maleficant erkenne und proklamire, dem als solchem in wenigen Tagen, vielleicht schon morgen sein Recht geschehen werde durch Galgen und Rad.

„Amen!" murmelten unwillkürlich die andächtig zuhörenden Bauern, zusammenschauernd ob der nun amtlich constatirten entsetzlichen That und des in so nahe Aussicht gestellten furchtbaren Schauspiels. Die Leiche wurde auf den Karren gelegt, der Schreiber packte sein Protokoll, die beiden verdammenden Beweisstücke zusammen und mit dem Gefährt kehrte Herr Pancratius Zumpt, stolz wie ein

Sieger und gefolgt von der bunten auf's Höchste erregten Menge, nach Traben zurück.

Auf dem dortigen stillen Friedhofe wurde an abgelegener Stelle die Leiche des armen Herrn von Beuren in eine rasch hergestellte Grube gebettet. Der Herr Pfarrer und die Anwesenden sprachen ein stilles Vaterunser für die Ruhe der armen Seele, dann wurde das Grab mit Erde gefüllt und dieser Theil des blutigen Drama's war vorüber.

Während die Uebrigen gebetet, hielt der Herr Schultheiß den Dreispitz in der Hand und mit andächtiger Miene, als ob auch er bete, murmelte er zwischen den Zähnen: „Das wäre besorgt! — Ich hätte zwar den Mörder zuerst fassen sollen — doch der läuft mir nicht davon — die Leiche aus dem Wege zu schaffen, war wichtiger. Liegt sie erst sechs Fuß tief in der Erde, dann — dann soll es meinem Herrn Collegen schon unmöglich werden zu inquiriren und protokolliren. Diesmal habe ich Chur-Trier den Rang abgelaufen und Sponheim wird die hohe Justiz ausüben — und das von Rechtswegen! —

Amen!“ sagte er hierauf feierlichst mit den Uebrigen und dann weiter, mit lauter, gebietender Stimme:

„Und nun — nach Kewenig!“ —

Wie Herr Pancratius Zumpt alldort mit seinem immer größer gewordenen Gefolge angekommen, den vermeintlichen Mörder gefunden und einen weiteren Beweis der That zu finden geglaubt, haben wir im vorigen Kapitel gesehen. —

Mehr als eine Stunde mochte vergangen sein, seit der Sponheim'sche Schultheiß den armen Fischer-Jost abgeführt, um ihn in den Thurm zu werfen, da ritt auf dem Wege, der von der Höhe herab nach Kewenig führte, ein hagerer Herr in goldgesticktem Rocke, mit einer mächtigen Zopfperücke unter dem goldbortirten Hute, daher und so rasch es der steile und holperige Weg nur erlaubte. Ihm folgte laufend und keuchend ein halbes Dutzend Leute, von denen einige mit alten Hellebarden bewaffnet waren, während Andere schwere eiserne Ketten mit Arm- und Beinringen auf den Schultern trugen. Es war Herr Götz von der Leyen, der chur-trier'sche Vogt des Cröver Reiches, der da

kam, um den unter seine Jurisdiction gehörenden Delinquenten zu holen. Das kleine Bäuerlein hatte Sr. Gestrengen richtig in Uerzig gefunden, Alles berichtet und sich auch mit dem Herrn Vogt und dessen rasch requirirten Schergen auf den Weg gemacht. Doch der Eifer des Beamten war so groß gewesen, daß der arme abgehetzte Bauer ihm nicht hatte folgen können, sondern unterwegs halb todt liegen bleiben mußte.

Doch solche Eile fruchtete dem Herrn Götz von der Leyen nichts. Er fand das Nest leer und den Vogel, den er zu fangen gekommen, bereits in Sicherheit. Der hagere Herr in dem goldstrotzenden Rocke fluchte zwar ein Weniges, doch ließ er sich durchaus nicht aus der Fassung bringen, sondern, den Kopf mit bezeichnender Geberde zurückwerfend, sagte er mit trockenem Tone zu seinen halbtodten Knechten:

„Nach Trarbach!"

Worauf er sich abermals in Trab setzte und die armen Teufel ihren Wettlauf mit dem Reiter auf's Neue beginnen mußten.

Siebentes Capitel.

Der neue Herr von Beuren.

Es war Ein Uhr vorbei, als Wenz in Uerzig an der Mosel anlangte und vor der dortigen Herberge von seinem müden, schweißbedeckten Gaul stieg. Einige tüchtige Stöße wider das bretterne Hofthor brachten den schlaftrunkenen Wirth zur Stelle, der sich rasch beeilte, den mit barschem Ton gegebenen Befehlen des nächtlichen militärischen Reisenden nachzukommen. So fanden sich denn in kürzester Frist der Gaul im Stalle und Wenz im besten Zimmer des Hauses untergebracht. Die Besorgung des Pferdes überließ der Dragoner dem Wirth, wie sich dies für den vornehmen Herrn, den er von Stunde an agirte, ziemte, doch nahm er eigenhändig die beiden Ledersäcke mit in seine Stube hinauf. Nachdem auf sein Geheiß der

Wirth noch einen großen Krug Mosel neben das Licht auf den Tisch gestellt, schob Wenz ihn zur Thüre hinaus, die er hinter ihm fest verriegelte.

Einen Augenblick athmete er wie mit unendlicher Befriedigung tief auf, streckte die sehnigen Arme mit den geballten Fäusten weit aus, als ob er seine volle Kraft einer etwaigen, ihm drohenden Gefahr entgegensetzen wollte, dann erfaßte er mit raschem Griff den Krug und trank in langen Zügen.

„So weit wären wir!“ sagte er, den Krug niedersetzend. „Jetzt heraus mit den Beweisstücken meiner neuen Würde, denn ich bin nun einmal der Capitain Hans von Beuren, Herr des Schlosses Beurenhof und muß suchen es zu bleiben — bis an mein seliges Ende.“

Mit einem höhnischen Lächeln zog er die beiden Lederbehälter zu sich heran und löste deren Schnallen und Riemen. Bei dem Mantelsack des Capitains hielt er einen Augenblick betroffen inne. „Sonderbar!“ murmelte er vor sich hin. „Ich meine die Enden der Riemen doch doppelt verschlungen zu haben? Sollte der Ledersack noch einmal von ihm geöffnet worden sein?“ — Und hastig fuhr er in

seiner Arbeit fort. Bald lag die Habe des todten Capitains auf dem Tische ausgebreitet da. Die bessere Uniform mit den glänzenden Goldtressen, eine weiße Binde mit breiter Spitzenschleife legte Wenz auf das Bett, die Papiere ordnete er und schob sie seitwärts, worauf er seinen Rock sammt der Binde abnahm und nebst den übrigen Sachen in den größten der Ledersäcke packte. Nun ließ er sich auf einen Schemel nieder und begann die Papiere durchzugehen.

Zuerst entfaltete er ein abgegriffenes Pergament. Es war das Patent des Capitains Hans von Beuren mit den königlich-französischen Lilien versehen und vom Marschall Belle-Isle signirt. Wenz durchlas es und legte es dann sorgfältig bei Seite. Nun kamen Briefe verschiedenen Formats, von denen einige sehr feine Schriftzüge zeigten und wohl von Frauenhand herrühren mochten.

„Briefe von Kameraden und Weibern!“ murmelte Wenz, nachdem er sie durchblättert. „Die sind für später, wie auch die Notizen hier von seiner Hand, über Spielschulden — Campagnen und andere Erlebnisse. — Das hier ist die Hauptsache, der Brief seines Vaters! der wird mir

die nöthige Auskunft geben. — Doch, zum Teufel, wo steckt denn das Schreiben an sein Weib?!"

Erstarrt hatte er inne gehalten, doch bald erholte er sich wieder und begann auf's Neue und hastig die wenigen Schriftstücke zu mustern, den sonstigen Inhalt des Mantelsacks zu durchwühlen. Vergebens! Wie sehr er sich auch anstrengte, er fand nicht, was er suchte. Der gefährliche Brief schien vollständig verschwunden zu sein.

Wie ermattet sank Wenz auf seinen Schemel zurück und nach Ruhe ringend, begann er nachzudenken. Die Herrschaft, die der furchtbare Mensch über sich hatte, bewährte sich bald; sein Wille siegte und seine Gedanken ordneten sich in logischer Folge.

„Er hat den Mantelsack nochmals geöffnet — das sah ich sogleich — den Brief herausgenommen und zu sich gesteckt. Da ich aber während des ganzen Tages nicht von seiner Seite gekommen — auch nicht für einen einzigen Augenblick — so kann er das Schreiben nicht irgend Jemand zur Besorgung übergeben haben — ich hätte darum wissen müssen — und so wird es denn wohl noch immer in der Tasche seines Rockes stecken, den ich in den

alten verschütteten Keller geworfen. Dort ist es wohl ebenso sicher, wie in meiner Hand — dort wird es mit dem übrigen Plunder vermodern und ich kann ruhig sein."

Also sagte er. Doch wenn auch seine Stimme fest und sicher klang, so mußte er im Innern doch nicht so ganz von der Richtigkeit seiner Schlüsse überzeugt sein, denn es dauerte ein lange Weile, bis er sich wieder erhob und den früher weggelegten Brief mit dem großen rothen Siegel erfaßte. Er begann zu lesen und vertiefte sich schließlich derart in den Inhalt des ihm so wichtigen Schriftstückes, daß er bald alles Andere, auch den fatalen Zwischenfall vollständig vergessen zu haben schien.

Nach einer geraumen Weile murmelte er:

„Dummheiten — schöne Worte! — Verzeihung — Bah! sie ist ihm gut bekommen und seine Strafe hat er weg, der elende Sünder. — In der Hölle werden sie sich wohl Beide treffen, denn der Alte wird gewiß eben so viel auf dem Gewissen gehabt haben, wie sein sauberer Herr Sohn — den ich passend ersetzen werde. Haha! Bei dem Tausch kann er nur gewinnen! — Doch hier, da

steht was ich brauche!" Und das Papier emporhaltend begann er leise zu lesen:

„— Die Documente und Besitztitel über meine Güter und Schloß Beurenhof deponire ich bei meinem Jugendfreunde, den ich am Abend meines einsamen Lebens wiederfand, bei dem Herrn Götz von der Leyen, churtrier'scher Vogt in Cröv, er wird sie Dir aushändigen, wie auch in Allem Beistand leisten, wann und wo es von Nöthen sein sollte."

„Alle Teufel!" rief Wenz, den Brief sinken lassend. „Wenn der von der Leyen den jungen Hans von Beuren gekannt hätte? — Nein! Das ist nicht gut möglich; der Alte spricht ja nur von seinem Jugendfreunde. — Gleichviel! ich werde nach Cröv müssen, um den Vogt aufzusuchen. Neuer Aufenthalt! — Ich könnte ihm auch eine Zeile schreiben — doch verdammt! — wenn der von der Leyen mit den Documenten auch den letzten Brief des Capitains erhalten hätte und demnach dessen Handschrift kennen würde? Daran habe ich, beim Satan, nicht gedacht!"

Er war bei diesen letzten Worten aufgesprungen und ging nun einige Male mit starken Schritten sinnend in der

Stube auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und schlug sich vor die Stirne.

„Narr, der ich bin! Was brauche ich zu schreiben? Ich sende ihm den Brief des Alten und Alles ist in Ordnung."

Der neue Tag war mittlerweile angebrochen und in der Herberge war es lebendig geworden. Jetzt trat Wenz entschlossen auf die Thüre der Stube zu, riegelte auf und rief mit lauter, befehlender Stimme nach dem Wirth.

Wenige Augenblicke später stand dieser mit der Zipfelmütze in der Hand und in demüthiger Stellung vor dem fremden Herrn mit dem barschen Wesen und dem finstern Blick.

„Kennt Ihr den Herrn von der Leyen zu Cröv?" herrschte Wenz ihn an.

„Unsern gestrengen Herrn Vogt? Allerdings! Gestern noch sah ich ihn in der chur-trier'schen Kanzlei," war die demüthig gegebene Antwort.

„In wie viel Zeit getraut Ihr Euch nach Cröv und zurück zu reiten? — Habt Ihr kein Pferd, so nehmt das

meinige, es hat gute Knochen und wird sich ausgeruht haben."

„In zwei Stunden getraue ich mich wieder hier zu sein, wenn der Aufenthalt nicht zu lange dauert, denn der Herr Vogt ist am frühen Morgen nicht sogleich zu sprechen."

„Hier, nehmt diesen Brief — es ist ein wichtiges Document, für das Ihr mir einstehen müßt — und gebt ihn dem Vogt in meinem Namen. Ich bin der Capitain Hans von Beuren, drüben — vom Beurenhofe. Sagt ihm, daß ich hier sei, von einem langen Ritt zu marode, um selbst zu ihm zu kommen, und daß ich meine sämmtlichen Papiere durch Euch erwarte — wenn der Herr Vogt es nicht vorziehen sollte, sie mir selbst zu bringen. Jetzt sputet Euch, denn ich habe Eile. In zwei Stunden längstens erwarte ich Euch wieder und will während der Zeit versuchen ein wenig zu schlafen."

Dabei hatte er dem sich ohne Unterlaß tief verbeugenden Wirth den betreffenden Brief in die Hand gedrückt, dann öffnete er die Thüre, um ihn so rasch als möglich hinauszulassen. Wenige Augenblicke später trabte der Mann denn auch mit dem hochwichtigen Auftrag nach Cröv

und Wenz, der sich halb ausgekleidet auf das Bett geworfen, versuchte zu schlafen, was ihm auch überraschend schnell gelang. Sein Athmen war so ruhig und gleichmäßig, als ob keine Unthat sein Gewissen belastete und er wirklich der sei, für den er in der Folge gelten wollte und wir ihn auch gelten lassen müssen: für den Capitain Hans von Beuren und Herrn des Beurenhofes.

Der gestrenge Vogt von der Leyen war anfänglich nicht wenig ungehalten über die gar zu frühe Störung, doch kaum hatte er den Brief zu Ende gelesen, den Bericht des Uerziger Wirths gehört, als er sofort satteln ließ und sich ankleidete. Seine hagere Person steckte er sogar in das goldbortirte Staatshabit und mit den von Beuren'schen Urkunden, dem Boten, ritt er gen Uerzig zu dem Herrn von Beuren, dem Sohne seines reichen verstorbenen Jugendfreundes.

Selbiger empfing denn auch den Freund seines Vaters in gebührender Weise. Die frischrothe, blauausgeschlagene französische Capitain-Uniform mit den glänzenden Tressen, die weiße Binde mit der Spitzenschleife, die auf das breite Bandelier niederfiel, standen der stattlichen Figur des ehe-

maligen Dragoners gar nicht übel und das sorgfältiger geordnete ungepuderte Haar verlieh den knochigen Zügen ein besseres Aussehen. Auch hatte Wenz seinem Gesicht den möglichst freundlichen Ausdruck zu geben versucht, als der Vogt in die Stube trat und ihn mit Worten begrüßte, wie sie sich für eine so hochgeborene, insbesonders so reiche Personnage, wie der Erbe des verstorbenen Herrn von Beuren, ziemten.

Doch bald hielt der hagere Herr von der Leyen in seiner wohlgesetzten Rede inne. Immer schärfer blickte er dem Capitain in das gebräunte Antlitz und trotz seiner Würde, seines Staatshabits schien er verlegen zu werden. Dem Andern wurde es dabei etwas unbehaglich zu Muthe, doch mit aller Keckheit und gutgespielter Lustigkeit rief er lachend, Sprache und Manieren seines früheren Herrn so gut als möglich nachahmend:

„Passembleu, Vogt! warum schaut Ihr mich an, als ob ich mit einer Compagnie Dragoner Euch in's Quartier gefallen? Wie Ihr ein Freund meines verstorbenen Herrn Vaters gewesen, werdet Ihr auch der meinige sein, und auf Schloß Beurenhof hoffe ich Euch bald zu sehen, um

bei allem Guten, was die dortige Küche und der Keller haben wird, von dem Seligen zu plaudern und uns zugleich des Lebens zu freuen."

„Werde nicht verfehlen, mich alldorten einzufinden, Herr von Beuren," entgegnete der Vogt mit einer Unterwürfigkeit, die das kecke Auftreten und der Reichthum des Andern seiner eigenen hochgeborenen, doch ziemlich mittellosen Persönlichkeit unwillkürlich abnöthigte. „Ich regardire staunend Eure Züge, weil ich darinnen weder die Eures seligen Vaters, meines guten Freundes, noch die Eurer ebenfalls in Gott ruhenden Frau Mutter, einer geborenen Dudenhofen, wiederzuerkennen vermag.

„Also auch meine Frau Mutter habt Ihr gekannt?" rief der neue Herr von Beuren in früherer Weise, während seine Unbehaglichkeit schon einem frechen, höhnischen Trotz, hervorgerufen durch das demüthige Gebahren des gestrengen Herrn Vogts, gewichen war.

„Sie war die Ursache, daß wir uns Selbander entzweiten," entgegnete der Hagere mit einem merklichen Seufzer, über den Herr von Beuren eine laute Lache aufschlagen mußte.

„Verstehe!" rief er. „Ihr hattet auch ein Auge auf sie geworfen, doch sie keines auf Euch! Haha!"

Herr von der Leyen machte eine süßsaure Grimasse, doch fuhr er mit früherer Ruhe fort: „Wir warben Beide, Ihr Herr Vater und ich, in allen Ehren um das Fräulein, welches bei Seiner Churfürstlichen Durchlaucht von Trier gar wohl gelitten war. Ich zog den Kürzeren und verlor zugleich die Freundschaft meines reichen und glücklichen Nebenbuhlers. Erst nachdem ich als wohlbestallter churfürstlicher Vogt in Cröv eingezogen — nachdem sie, Ihre Frau Mutter, längst todt, und Ihr nunmehro in Gott ruhender Herr Vater auch seinen einzigen Sohn so gut wie verloren hatte, erinnerte derselbe sich meiner, schenkte mir seine Freundschaft wieder und sein Vertrauen, indem er mich zum Hüter aller, seine Güter betreffenden Urkunden machte, die ich nach Pflichten bereit bin, dem rechtmäßigen Erben und Träger des hochansehnlichen Namens von Beuren zur Stunde wieder auszuliefern."

Mit einer ceremoniellen Verbeugung endete Herr von der Layen seine Rede und sein Zuhörer athmete hörbar, sich keinen Zwang mehr anlegend, auf. Der Vogt hatte

ihn, den Hans von Beuren, früher niemals gesehen und die Papiere bei sich, mehr verlangte er von dem langen steifförmlichen Herrn nicht.

„Und wo sind sie, die Papiere? Mich verlangt's sie an mich zu nehmen, denn es drängt mich nach Hause!" so rief er und mit dem ganzen Selbstgefühl des vornehmen reichen Mannes.

Der Vogt ergriff ein ziemlich großes und mehrfach versiegeltes Packet, das er nach seinem Eintritt auf den Tisch niedergelegt, dann langte er ein in der Länge gebrochenes Heft aus der Brusttasche seines Habits und Beides dem Herrn von Beuren überreichend, sagte er:

„Hier die Urkunden und hier das Verzeichniß, Herr Capitain. Wie Dieselben sich zu überzeugen belieben werden, ist jedes Siegel unverletzt und können wir gleich zur Collationirung schreiten, im Falle solches jetzt schon zu thun in ihren Intentionen läge."

„Bewahre, lieber Vogt!" rief von Beuren lachend, zugleich mit sichtlicher Hast nach den Papieren greifend. „Es ist alles in bester Ordnung, das sehe ich, und werde ich die Documente sofort mitnehmen. Ich habe zu diesem

Behuf noch einen zweiten Mantelsack mitgebracht. — Dafür wollen wir lieber uns nach einer anderen „Collation“ umsehen, wenn es in dem erbärmlichen Neste hier überhaupt etwas zu beißen giebt.“

„Dann bitte ich mir nur ein Testimonium integritatis aus von Ihrer Hand.“

Der Andere stutzte, dann sagte er abwehrend: „Später, Vogt, bei mir daheim auf Schloß Beurenhof. Jetzt wollen wir an Besseres denken. Holla, Wirth! — Herbei!“

Auf das wiederholte Rufen des Capitains war der Wirth flugs die Treppe heraufgesprungen, um die Befehle seines Gastes zu vernehmen. Viel gab es allerdings nicht, doch immer etwas, und eine gute Sorte hatte er auch im Keller für besondere Fälle aufgespart. So saß denn bald das eigenthümliche Paar vor dem mit weißem Linnen gedeckten Tische und während der Herr Vogt von der Leyen in zierlich förmlicher Weise von den einfachen Speisen genoß, hieb der Capitain darauf ein, als gelte es dem leckersten Mahle. Dafür tranken Beide gleich herzhaft von dem wahrhaft köstlichen Weine und plauderten bald so ungezwungen, als hätten sie sich schon seit Langem gekannt,

wenn auch der Capitain oftmals Ausdrücke gebrauchte, die gar zu sehr nach dem Lager oder dem Stalle schmeckten und dem hageren Herrn schier die Haare unter der Perücke sträuben machten.

Als gute Freunde trennten sie sich endlich, nachdem der Herr Vogt von der Leyen versprochen, sich recht bald auf Schloß Beurenhof einzufinden, auf daß die so angenehm angeknüpfte Bekanntschaft festesten Schluß erhalte.

Bald trabte der Capitain von Beuren mit seinen beiden Ledersäcken auf dem Rücken des Gauls, in recht angenehmer Stimmung von dannen, nach Bernkastell zu, allwo sich eine Fähre befand und von wo aus er auch recht gut das Schloß seiner Väter erreichen konnte.

Eine ganze Weile sah ihm der hagere Vogt nach, wie in tiefem Sinnen verloren. „Er hat auch nichts — gar nichts, was mich an seinen seligen Vater, geschweige denn an seine überaus holdselige und tugendreiche Frau Mutter erinnern könnte,“ murmelte er mehrmals vor sich hin, dabei wohl, wie seit langer Zeit nicht, an das edle und schöne Fräulein von Dudenhofen denkend, welches er in seiner

längst verflossenen Jugendzeit geliebt und wegen dem er dann nicht wieder geliebt, sondern bis zum heutigen Tage ein einsamer Junggeselle geblieben.

Aus diesen ziemlich trübseligen Träumereien wurde der Herr Vogt und gar gewaltsam geweckt durch das Erscheinen und den höchst merkwürdigen Bericht des Bäuerleins von Kewenig.

Der chur-trier'sche Vogt und gestrenge Gerichtsherr erwachte und welche Folgen oder vielmehr Nichtfolgen dies Alles hatte, haben wir am Schluß des vorigen Capitels gesehen.

Achtes Capitel.

Hie Sponheim! Hie Chur-Trier.

Herr Götz von der Leyen war mit den in Cröv rasch zusammengerafften Knechten nach Kewenig gekommen um dort weiter nichts zu finden als — daß er zu spät gekommen. Ohne sich lange zu besinnen beschloß er die Malefiz-Person, die nun einmal ihm und Niemand Anderem gehöre, bis nach Trarbach zu verfolgen, um sie dort, wenn es sein müsse, sogar mit Gewalt herauszuholen. Der Sponheim'sche Schultheiß war ihm als Concurrent im Amte verhaßt und durfte auf keinen Fall die seltene und wichtige Prozedur in Händen behalten. Gleiche Gedanken hatte, wie wir wissen, jedoch auch Herr Pancratius Zumpt gehegt und bereits so klüglich und zu Gunsten seiner Sache gehandelt als nur möglich.

Ueber Litzig ritt der Vogt, von seinen hintendrein keuchenden Leuten gefolgt, nach Traben, um hier mit der Fähre überzusetzen und sofort in die Höhle des Löwen zu dringen. Doch Malheur! — die Fähre lag am Trarbacher Ufer und kein Winken noch Rufen vermochte sie vom Platze zu bringen. Der dortige Schultheiß hatte alles vorgesehen und bereits strengste Befehle gegeben; seine Knechte standen sogar bereit, wenn nöthig, das Stadtthor zu schließen, und Herr von der Leyen hätte über die Mosel schwimmen, Trarbach förmlich belagern müssen, wenn er seinen Zweck hätte erreichen wollen. Beides aber war platterdings unmöglich und nachdem die erste Hitze sammt dem Aerger in etwas verraucht, that er was bei solcher Gelegenheit das Klügste war: er legte sich auf's Capituliren.

Mit lauter Stimme verlangte er den Sponheim'schen Schultheißen zu sehen und zu sprechen. Hin und her liefen die Boten und nach einer langen — langen Weile wurde ihm vom jenseitigen Ufer die Antwort zugerufen, daß Sr. Gestrengen, der Herr Schultheiß, die Schöffen des Gerichts um sich versammelt habe, um dem armen Sünder

zu seinem Recht zu verhelfen, demnach das Verlangen des Herrn Vogts von Chur-Trier nicht allsogleich erfüllen könne; sei aber der Stab über den Maleficanten gebrochen, die Stunde der Execution anberaumt, die Errichtung des Galgens ordoniret und noch Anderes, höchst Nöthiges und Wichtiges zu Ende gebracht, dann — dann wolle der Herr Schultheiß erscheinen, jede Anfrage des hochvermögenden Herrn Vogts von der Layen entgegennehmen und gebührendermaßen beantworten. Dabei müsse es sein Verbleiben haben — und das von Rechtswegen.

Der hochvermögende Herr Vogt wüthete nicht wenig über diese impertinente Antwort, die ihm sogar vor all' den Gaffern auf beiden Ufern gegeben worden, doch vermochte er vor der Hand nichts dagegen zu thun. Er mußte sich in das Unabänderliche fügen und warten. So betrat er denn die übrigens schon Anno Damals recht wohlrenommirte Trabener Herberge und da mittlerweile die Mittags- und Essensstunde herangekommen, versuchte er seinen gerechten Zorn im würzigen Naß des Orts zu ertränken, wie auch für den baldigen unausbleiblichen

Kampf durch irgend welche Leibesnahrung sich passend zu stärken.

Eine Stunde um die andere verging und weder der Trarbacher Schultheiß noch die Fähre wollten sich zeigen, dafür aber kam dem armen Vogt eine ganz unerwartete und gar mächtige Hülfe.

Vier Uhr mochte es sein, da zog ein Bauer, der einen halbtodten Gaul am Zügel führte, in Traben ein und fand sich sogleich umringt von der neugierig gaffenden Menge. Kaum hörte der Mann, daß der churtrier'sche Vogt im Orte sei, als er vor denselben geführt zu werden verlangte. Herr von der Leyen hatte von der Wirthsstube aus den neuen Auflauf am Ufer, den Bauer mit dem Pferde gesehen, die einzelnen Worte: „ein Zeuge! ein Zeuge!" vernommen, und schon eilte er mit mächtigen Schritten hinaus auf die Gasse. In höchster Erregung forderte er den Mann auf zu reden und dieser berichtete dann laut und vor allen Anwesenden folgendes:

Am vorigen Nachmittag gegen Abend seien zwei Reiter durch sein Dorf und nach dem Montroyal zugeritten; das Pferd des Einen habe sichtlich gehinkt und

genau habe er die Beiden sammt ihren Gäulen sich ansehen können. Am heutigen Morgen nun, ganz in der Frühe, sei Geräusch in seinem Hofe vernehmbar gewesen und als er hinausgegangen, um nachzusehen, habe das Pferd — dasselbe, welches er am Zügel führe — alldorten auf der Erde gelegen, ohne Sattel- und Riemenzeug und ganz marode. Es wäre das Thier, welches der eine der Reiter geritten und so merklich gehinkt habe, darauf wolle und könne er mehr als einen leiblichen Eid ablegen. Den herrenlosen armen Gaul habe er in seinem Stalle untergebracht und gefüttert, als er aber am Nachmittag den entsetzlichen Mord auf dem Montroyal vernommen, sei er mit dem Pferd hieher nach Traben gezogen, vielleicht daß durch seine Meldung Licht in die Sache gebracht, der Todte erkannt und der Thäter überführt werden könne.

Der Vogt hätte gerne vor Freude laut aufgejauchzt, wenn sich dies nur im geringsten für eine so ernste Gerichtspersonnage geschickt haben würde. Dafür aber fragte er hastig:

„Würdest Du auch den Reiter wiedererkennen und Deine desfallsige Aussage mit einem Eide zu bekräftigen bereit sein?"

„Gewiß, Euer Gestrengen," entgegnete der Bauer mit größtem Eifer, da er sah, wie sehr er sich dem gefürchteten vielvermögenden Manne gefällig erzeigen konnte.

„Nach dem Friedhofe!" befahl der Vogt mit triumphirendem Tone und nicht ohne einen gleichen Blick in der Richtung nach Trarbach zu werfen, allwo der Vorfall bereits mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erregt hatte.

Der arme todte Capitain von Beuren sollte noch keine Ruhe in seinem Grabe finden. Unbarmherzig wurde seine Leiche wieder ausgegraben und von dem fremden Bauern auch unter den heiligsten Betheurungen als die des Reiters erkannt, der da auf dem hinkenden Gaul durch sein Dorf und an seinem Gehöft vorbeigeritten.

„Ich sehe sie noch alle Beide!" schrie er nicht wenig erregt. „Es müssen fremde, wohl gar französische Reiter gewesen sein, denn sie trugen rothe, blau ausgeschlagene Uniformen."

Jetzt konnte der von der Leyen sich nicht mehr halten, er ließ wirklich einen Aufschrei hören, der gleich freudig wie entsetzt klang und die Umstehenden förmlich zum Zurückweichen brachte. Er dachte an den Capitain von Beuren, der die gleiche Uniform getragen, wie er dies ja vor wenigen Stunden gesehen.

„Der auf dem hinkenden Pferde muß ein Offizier gewesen sein," fuhr der Bauer fort, „denn seine Litzen schienen mir golden zu sein — doch kann ich mich auch irren." —

Er verstummte plötzlich, denn der gestrenge Vogt, dem er nur zu Gefallen reden wollte, unterbrach ihn in barscher Weise, indem er rief:

„Ihr wißt nicht was Ihr sagt und redet Euch um den Hals. Waren die beiden Reiter Herr und Knecht, so kann der Todte hier nur der Letztere gewesen sein, denn mit dem Herrn habe ich heute Vormittag noch conferirt, er ist der junge gnädige Herr von Beuren, der bislang als Capitain in französischen Kriegsdiensten gestanden und sich anjetzo wohl schon im Schlosse seines verstorbenen Herrn Vaters, auf dem Beurenhof befinden wird."

Ein staunendes Gemurmel wurde ringsum laut und fast furchtsam blickten die Leute auf den Vogt, der bereits so viel Licht in die entsetzliche nächtliche That zu bringen gewußt. Auch entfernten sich Einige rasch und wie unabsichtlich nach verschiedenen Seiten, wohl nur um die seltsame Mähr zuerst in ihrem Bereich verkünden zu können.

Als der Vogt wieder zum Ufer der Mosel herabgestiegen und nach der andern Seite des Flusses schaute, fand er die Scene dort merklich verändert. In verschiedenen Gruppen standen die Leute beisammen und gafften neugierig und erwartungsvoll nach Traben hinüber. Daß alldort Seltsames, Wichtiges sich ereignet haben mußte, hatten sie aus dem Kommen und Gehen, manchem vernehmbaren Ausruf geschlossen, und die Ungeduld mehr zu erfahren zeigte sich auf allen Gesichtern, in jeder Geberde. Herr von der Leyen trat auch alsbald gravitätisch bis an den äußersten Rand des Ufers heran und den bortirten Dreispitz ehrerbietig abnehmend, als ob er zu Kaiser und Reich spräche, rief er mit ebenso wichtigem als gebietendem Ton:

„Im Namen Sr. Kaiserlichen Majestät, des allerhöchsten Richters in deutschen Landen, verlange ich mit meinem Zeugen hinübergeführt und vernommen zu werden. Schwerer Pön setzet Der sich aus, so meinen Worten keine Folge giebt, denn Alles was bishero in der criminalen Affaire geschehen, erkläre ich für Null und Nichtig. Wichtiges hat sich begeben, wodurch Allen und nur durch mich Recht und Urtheil gesprochen werden kann. — Dixi!“

Das wirkte. Der störrische Schultheiß mußte nicht ferne sein, sogar die Drohworte gehört haben, denn bald darauf trat er in höchst eigener Person aus dem Stadtthor hervor und näherte sich dem Ufer.

Herr Pancratius Zumpt war in vollem Ornat, das heißt, ein seidengestickter Bratenrock umschloß jetzt seine rundliche Gestalt und sein Angesicht erschien geröthet wie am Morgen.

„Wenn Ihr zu protokolliren und zu richten gekommen, Herr Vogt von Chur-Trier,“ rief er mit lauter kreischender Stimme über den Fluß hinüber, „so kann Euer Gestrengen sich solche Mühe gar wohl ersparen, sintemalen der De-

linquent bereits durch Richter und Schöffen nach Recht und Gesetz ist examiniret, der Missethat überführet und zum Galgen condammniret worden."

„Das Urtheil ist illegaliter gefällt und zu cassiren, derweilen der Maleficant, von Kewenig daheim, der Cröver, respective churfürstlich-Trier'scher Gerichtsbarkeit unterworfen ist," so replicirte es vom diesseitigen Ufer.

Doch der Herr Schultheiß blieb die Duplik nicht schuldig und schrie sofort:

„Erratum est! Das Crimen ist auf fürstlich Sponheim'schem Grund und Boden begangen worden und muß daselbsten gerichtet und gesühnet werden, so verlangt es Gesetz und Recht, Herkommen und Gebrauch im heiligen römischen Reiche. Sollten aber Euer Gestrengen neue Indicien vorzubringen haben, so wird das Gericht bereit sein Euch zu hören — nur werden wir uns vorher von deren Gravität zu überzeugen haben."

Der Herr Vogt fühlte sich halb geschlagen, doch gab er den Kampf noch lange nicht verloren. Noch drohender denn früher rief er:

„Schicket die Fähre herüber und ich will Euch Rede stehen. Doch sogleich muß es geschehen, wenn ich nicht umkehren und Euer impardonnables Verfahren, einen Delinquenten zu verurtheilen ohne den wichtigsten Zeugen interrogiret zu haben, dem hohen Reichs-Kammergericht zu gebührender Bestrafung vermelden soll."

Jetzt war es an dem Schultheiß drüben sich betroffen zu fühlen. Er besann sich nur wenige Augenblicke, dann gab er Befehle, worauf die Fähre endlich vom Ufer stieß, während Herr Pancratius Zumpt in die Stadt zurücktrat, deren Thor sofort hinter ihm geschlossen und verrammelt wurde.

Der Vogt bestieg mit seinen bewaffneten Knechten, den beiden wichtigen Zeugen, dem Bauer und dem Gaul, die Fähre und war bald am andern Ufer.

Gravitätisch schritt er auf das Stadtthor zu, doch — horribile dictu! — dasselbe war verschlossen und schien sich ihm trotz Rufen und Pochen nicht öffnen zu wollen.

Schon fühlte der gewichtige Mann wie Aerger und Zorn ihn heftiger denn je überkamen; schon wollte er abermals im Namen Kaiserlicher Majestät sich Eingang

zu verschaffen suchen, als ein Fensterlein in dem obern Theile des festen Baues sich öffnete, das rothe Gesicht seines richterlichen Nebenbuhlers darinnen erschien, dessen Mund sich öffnete und mit größter Ruhe also sprach:

„Jetzt, Herr Vogt von Chur-Trier, bringt Eure Gründe vor, Kraft deren Ihr in wohlerworbene althergebrachte fürstlich-Sponheim'sche Gerechtsame gewaltsam einzugreifen so festen Willens seid."

Und der Herr Vogt von Chur-Trier sprach, entwickelte seine Gründe in solch' schlagender Weise, daß das feste Thor sich ihm endlich öffnete, worauf er stolz wie ein Sieger mit den Seinigen in die Stadt einziehen wollte, als ihm abermals ein mächtiges „Halt" entgegen schallte.

Einen wüthenden und gewiß höchst ungebührlichen Fluch drängte der von der Leyen gewaltsam zurück, doch mußte er selbst auch einige Schritte zurücktreten, denn eine ziemliche Menge bewaffneter Leute erschienen mit dem Schultheiß in der Mitte, der den Dreispitz lüftend, mit einem ehrerbietigen, doch immer noch sehr bestimmten Tone sprach:

„Halten zu Gnaden, Herr Vogt von Chur-Trier, Eurer Person und Dero Zeugen ist der Eintritt in die Stadt gestattet, doch nicht Euren mit Hellebarden und Ketten bewaffneten Leuten, das ist gegen unser Recht und unsere Abrede."

So gewaltig der gestrenge Vogt auch gegen dies Ansinnen remonstrirte, er mußte sich endlich doch fügen: seine Leute blieben draußen und nur mit dem Bauer und dem Gaul durfte er an der Seite des runden Schultheißen, der seine Würde so wohl zu wahren gewußt, die Stadt betreten.

„Beati possidentes!" murmelte Herr Götz von der Leyen mit einem recht schweren Seufzer, denn er fühlte wohl, daß der prächtige Fang bereits in festesten Händen sei und nur zu gut vertheidigt werde. Doch wenn er ihn auch nicht vollständig und allein besitzen konnte, so wollte er doch den Löwenantheil davon haben, und so fügte er sich denn klüglicher Weise in das Unvermeidliche, wie in die bereits getroffenen Anordnungen des Schultheißen, fest verhoffend, nach und nach doch alle Fäden der Affaire

und demnach auch deren Leitung in die Hand zu bekommen.

In dem großen Rittersaal der Sponheim'schen Kellerei, ein prächtiges Gelaß, dessen Wölbungen auf mächtigen Säulen ruhten, waren die Schöffen sammt dem Gerichts- und Thurmschreiber noch immer erwartungsvoll versammelt. Auf dem Tische vor dem obersten Richter lagen der alte blutbefleckte Mantelrock und das gefüllte Pulver- und Kugelsäcklein, als Beweisstücke der That, doch der Thäter, der arme Fischer-Jost, war bereits vorsorglich in den festen Thurm gesperrt worden, allwo er auf alle Fälle, bis das Armesünder-Glöcklein für ihn läute, bleiben sollte.

Der neue Zeuge mußte vortreten und reden, während der Gaul vor der weit offenen Pforte der Halle gleichsam als Beleg seiner Aussage sichtbar blieb. Die Deposition commentirte und ergänzte der rechtskundige Vogt sodann in einer Weise, daß eine Replik des nicht minder rechtsgelahrten Herrn Zumpt nothwendig wurde, und so begann denn die Prozedur von Neuem. Das bereits abgeschlossene, unterzeichnete Protokoll mußte wieder hervorgeholt, ergänzt, das Urtheil, dessen Vollstreckung für morgen in der Früh

anberaumt gewesen — der Galgen wurde bereits errichtet! — mußte suspendirt werden, wozu sich der Herr Schultheiß unter schweren Seufzern endlich verstand. Konnte er es sich doch nicht verhehlen, daß unter sothanen Umständen die Vernehmung des Herrn Capitains von Beuren, auf welche der chur-trier'sche Vogt angetragen und formell bestand, unumgänglich nothwendig sei, wenn sie auch nicht das Geringste an dem einmal erlassenen Urtheil und dem endlichen Loose der Malefiz-Person ändern würde noch könne.

So wurde denn noch am selben Abend ein Schreiben an den sehr edlen Herrn Hans von Beuren auf Beurenhof ausgefertigt, worinnen der ehemalige französische Capitain ganz submissest ersucht wurde, am andern Tage in dem Sponheim'schen Kellereihofe zu Trarbach vor Schultheiß und Schöffen zu erscheinen, um über den Gemordeten, der in seiner Begleitung gesehen worden, auszusagen nach Pflicht und Gewissen, wie es Rechtens sei. Die Vorladung trug die Unterschrift der beiden gewaltigen Gerichtsherren und der von der Leyen beauftragte den Boten noch mündlich und vertraulich, dem Herrn von

Beuren seinen, des Vogts Gruß, zu vermelden und wie selbiger sich freue, den gnädigen Herrn schon sobald wieder zu sehen.

Mit dem mächtig gesiegelten Briefe und sonst nöthigen Instructionen machte sich der Gerichts- und Thurmschreiber noch am Abend auf den Weg nach dem wohlbekannten Schloß Beurenhof und Richter und Schöffen trennten sich in verschiedenartiger Stimmung. Der Herr Schultheiß war ein Weniges kleinlauter geworden, just um soviel als die Zuversicht des chur-trier'schen Herrn Vogts gestiegen. Herr Pancratius Zumpt hatte sich sogar schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, den Vorsitz in der stets wichtiger werdenden criminalen Prozedur, also auch die Ehre und das Vergnügen mit dem verhaßten von der Leyen zu theilen, während Letzterer im Stillen bereits weit mehr zu erlangen verhoffte und einem Plane nachsann, der ein kleines Wunder bewirken mußte.

Doch es sollte ganz anders kommen als Beide sich gedacht, ganz anders als ihre Klugheit und Gelahrsamkeit es wohl erwarten durften. —

Neuntes Capitel.

Schloß Beurenhof.

Der neue Herr von Beuren war am selben Morgen mit seinen so glücklich eroberten Besitztiteln dem Ufer der Mosel entlang, über Machern und Wehlen gen Bernkastel getrabt. Die Fähre brachte ihn und seinen Gaul denn auch schließlich nach letzterem Städtchen und nach einer Rast in der dortigen Herberge ging es weiter, langsam die Höhen hinan. Das Hochplateau, welches Wenz bald erreichte, wurde zwar noch immer von den Moselbergen gebildet, doch gehörte es bereits dem Hunsrück an, wenn es auch keineswegs so rauh und unwirthlich war, wie die Haupttheile der unter letzterem Namen bekannten Berglandschaft. Den Gaul gewähren lassend, ritt er schrittweise dahin und je näher er dem endlichen Ziel seiner Reise

seines ganzen bisherigen Strebens rückte, je ernster wurde sein Denken. Noch sah Wenz sich nicht jeder Besorgniß, jeder Gefahr enthoben, noch durfte er sich nicht in vollständige Sicherheit wiegen. Konnte nicht auf Beurenhof irgend Jemand, so ein altes dienendes Inventarienstück des Schlosses leben, das den wirklichen Herrn von Beuren in der Jugend gekannt, ihn gesehen, als er heimlich Haus und Vater verließ? Dies war sogar mehr als wahrscheinlich, und wenn auch zwanzig Jahre das Aeußere eines Menschen mächtig verändern, Etwas bleibt doch immer und der Abstand zwischen dem todten und dem jetzigen Herrn von Beuren war, wenn auch nicht in Bezug auf die Gestalt, doch auf die Gesichtszüge ein ganz bedeutender. Hatte dies nicht schon der Vogt von der Leyen unbewußt kundgegeben? Der todte Capitain hatte ein regelmäßiges männlich schönes Antlitz gehabt, er aber, Wenz, war sich seiner knochigen, fast abstoßenden Züge mit den tiefliegenden finster blickenden Augen wohl bewußt. Er mußte sich auf eine derartige Begegnung gefaßt machen, doch einerseits rechnete er auf sein gutes Glück, das ihn bis jetzt auf seinen finstern Wegen nicht verlassen, und

ferner nahm er sich vor, wenn ein solcher Fall wirklich eintreten sollte, ihm entschieden und wenn es sein müßte, mit brutaler Gewalt entgegenzutreten. „Ich bin nun einmal Capitain Hans von Beuren," so schloß er seine Gedankenkette, „habe alle Beweise dafür in Händen und wenn ich nicht selbst daran zweifle, wird es Niemand wagen anderer Meinung zu sein, — oder — Wehe ihm!"

In diesem Augenblick blickte der finster brütende Mann auf.

Er war vor einem kleinen Dörfchen angelangt, dessen ärmliche Hütten sich um ein Kirchlein mit schlankem Thurm gruppirten. Zur Seite und etwas entfernter als der kleine Ort, erblickte er einen großen Complex hoher Bäume, von einer Mauer umgeben. Eine nicht gewöhnliche Erregung bemächtigte sich seiner, denn ein Ahnen sagte ihm, daß er in der Nähe des Schlosses angelangt sei. Schon wollte er sich an einige Leute wenden, die in seiner Nähe auf dem Felde beschäftigt waren und den fremden Reiter in dem prächtigen rothen Rocke staunend betrachteten, sie fragen, ob dies Schloß Beurenhof wäre, als er noch zur rechten Zeit innehielt: Herr von Beuren, der nach seiner

Heimath zurückkehrt, darf keine solche Frage thun, das sagte er sich, doch auch zugleich, daß er in anderer Weise erfahren könne, was ihm zu wissen nöthig sei.

Rasch gefaßt hielt er seinen Gaul an und rief den Bauern auf gut Glück zu:

„Heda, Ihr Leute! der Verwalter — Aufseher des Schlosses dort, ist er daheim?“

Einer der Männer verließ die Gruppe und trat, die baumwollene Zipfelmütze in der Hand, ehrerbietig näher.

„Im Schlosse wohnt Niemand, Herr,“ so sagte er gesprächig, „seit der alte gnädige Herr von Beuren gestorben ist. Sein Kammerdiener und Secretarius, der die Schlüssel in Verwahrung hat, liegt dort im Pfarrhause unseres Dorfes todtkrank darnieder. Auch Nickel, der Wildhüter, der einzige von allen Leuten, die der gestrenge Herr Vogt von Chur-Trier im Dienste belassen, ist bei ihm und so sind denn zur Zeit alle Thüren und Thore des Gartens und des Herrenhauses geschlossen. Früher, Herr, da war es anders.“ —

Der Reiter unterbrach den Sprecher in barscher Weise und rief mit befehlendem Ton: „So geht und sagt dem

Nickel, er solle augenblicklich Thüren und Thore öffnen, denn Herr Hans von Beuren sei da und wolle in das Haus seines Vaters einziehen!“

Der Bauer, ein alter Mann mit grauen Haaren, war mitten in seiner Rede stecken geblieben. Auch als der Reiter geendet, vermochte er keine weiteren Worte mehr zu finden. Starr, mit offenem Munde, weit aufgerissenen Augen, stand er da und schaute den Fremden an, der sich als der neue Herr des Schlosses angekündigt. Hatte auch er den jungen Hans von Beuren gekannt, oder die Nachricht überhaupt so überwältigend auf ihn gewirkt? — Dafür aber waren die übrigen Bauern, die Alles gehört, bereits davon gelaufen, um die Kunde, daß der junge Herr von Beuren — der indessen gar nicht mehr so jung aussah — heimgekehrt sei und verlange, daß ihm das Schloß geöffnet werde, zu verbreiten.

Wenz wandte sich von dem alten, ihn immerfort anstarrenden Bauer ab, eine unbehagliche Grimasse verbergend, dann rief er abermals und womöglich noch barscher als vorhin:

„Ich will mittlerweile einen Ritt um den Park machen und halte in einer Viertelstunde vor dem Schloßthor. Ist der Nickel mit den Schlüsseln dann nicht zur Stelle, so jage ich ihn davon und seinen Kameraden nach.“

Hierauf drückte Wenz seinem Gaul die Sporen in die Weichen, und vom Wege abbiegend, trabte er auf die Mauer des Parkes zu, den er in seinem ganzen Umfange zu umreiten gedachte, wobei er dann auch wohl an der richtigen Eingangsstelle, die der neue Eigenthümer doch kennen mußte, anlangen würde.

Der Bauer hatte noch eine Zeitlang mehr erschrocken als verblüfft der rasch vorübergezogenen Erscheinung des Reiters nachgeschaut, dann senkte er traurig das Haupt und schritt langsam den Uebrigen nach, dem Dorfe zu, indem er vor sich hin murmelte:

„Daß er sich so verändert, so hart geworden — wer hätte das gedacht?! — Schlimme Zeiten werden kommen, für den Beurenhof — für uns!“

Der neue Herr des Schlosses setzte während dem seinen Ritt um die Parkmauer, die schier kein Ende nehmen wollte, fort. Die Zähne hielt er fest aufeinander-

gepreßt und in finsterer, drohender Glut blitzte sein Auge unter den zusammengezogenen Brauen, während tiefe Athemzüge seine Brust in Bewegung hielten. — „Der Alte versuchte — und vergebens — in mir den jungen Hans wiederzuerkennen. — Alle Teufel! so muß ich wohl auch hier mich von den Menschen absondern und in das Schloß vergraben — wenn auch nur für die erste Zeit. — Meinetwegen! — Das Nest scheint mir recht geeignet dazu, denn die verdammte Mauer will kein Ende nehmen, und hoch ist sie auch — so hoch, daß wenn ich mich in die Bügel stellen würde, ich noch lange nicht hinüber schauen könnte. — Geduld, es wird schon kommen! — Ist der Bursche — Nickel nannte ihn der alte Graukopf — nicht zur Stelle, jage ich ihn zu allen Teufeln — einen Grund dafür giebt er mir ja. Doch der alte Kammerdiener, der mich — das heißt, den wirklichen Hans von Beuren gekannt haben muß — ihn kann ich nicht davonjagen. — Haha! Der Satan wird ihn wohl bald holen, denn er soll ja todtkrank darnieder liegen, und ich brauche ihm ja vor seiner Höllenfahrt keine Visite zu machen. Ruhig — ruhig, Wenz! In einer halben Stunde ist's gethan, dann

bist Du in Deinem Schlosse, das endlich — endlich dort hinter den Bäumen hervorzulugen beginnt."

Also murmelte er im Reiten und wirklich näherte er sich jetzt dem Schlosse, dessen Seitenfront sichtbar geworden war. Zugleich sah er einen Mann in vollem Laufe daher kommen und dem Gaul die Sporen gebend, ritt Wenz in scharfem Trabe seinem Ziele zu, um der Erste an Ort und Stelle zu sein, einen Grund zu haben den Menschen davonzujagen, im Falle dieser ihm nicht behagen sollte.

Doch zu gleicher Zeit mit dem Wildhüter Nickel langte der neue Schloßherr vor dem Eingang an. Einen scharfen Blick warf er auf den noch jungen Menschen, dann wartete er bis Jener das Thor weit geöffnet hatte und ohne ein Wort zu sagen sprengte er in den Hof. Indem er vom Pferde stieg, rief er dem Burschen zu:

„Schließe das Thor wieder und führe mich in das Schloß. — Vorher jedoch besorge meinen Gaul. Heu und Hafer giebt's wohl in den Ställen?"

„Vollauf, gnädiger Herr," entgegnete der Andere noch

keuchend, indem er zugleich mit größter Hast den erhaltenen Befehlen nachzukommen suchte.

Wenz schien zufrieden, von dem Menschen hatte er nichts zu befürchten. Er kehrte ihm den Rücken und während der Wildhüter das Pferd in einen der Ställe führte, schritt er auf das Schloß zu, vor dessen Hauptfaçade er staunend stehen bleiben mußte.

Es war ein prächtiges Gebäude, Schloß Beurenhof, welches nun vor ihm lag und mit all seinen Gärten und Gütern sein Eigenthum sein sollte. Die beiden Seitenflügel, welche nicht allzugroß, doch in kecken Formen aus der Hauptfronte vorsprangen; die zwischen ihnen sich erhebende, breite Doppeltreppe mit ihrer, wenn auch etwas schwerfälligen, doch reichen Balustrade; die vielen verschnörkelten Verzierungen über der Eingangsthüre und den Fenstern, die hohen Mansard-Dächer mit ihren thurmartigen Schornsteinen — dies Alles gab dem Ganzen etwas wahrhaft Adeliges, das einem Manne wie Wenz, besonders in diesem Augenblick, einen gewaltigen Eindruck machen mußte. Lange stand er da, die blitzenden gierigen Blicke auf das Haus gerichtet, und gewaltsam mußte er

sich zusammennehmen, um nicht einen wilden Freudenschrei auszustoßen. Der Wildhüter warf verstohlen von Zeit zu Zeit neugierig furchtsame Blicke auf den Mann, der von nun an sein Gebieter und Herr des Schlosses sein würde, doch mochte er wohl dessen Anstarren des Gebäudes ganz natürlich finden, da Herr von Beuren den Ort, wo er geboren, nach langen Jahren zum ersten Mal wiedersah. Endlich näherte er sich unterwürfig seinem neuen Herrn, der merklich zusammenfahrend, ihn bedeutete Thüren und Fenster zu öffnen, während er selbst noch eine Weile im Garten bleiben wolle.

Nickel flog die Stufen hinan und bald waren sämmtliche Läden und auch die Fenster der unteren und Hauptetage weit geöffnet. Während dem wandte sich Wenz dem Garten zu, der vor dem Schlosse lag. Mit scharfen Blicken durchspähte er die Alleen, von mächtigen Bäumen überwölbt. Verschnörkelte Blumenbeete, die nur etwas verwildert erschienen, Rabatten, mit Statuen und Vasen geziert, bemerkte er und in der Ferne einen Springbrunnen mit einem gewaltigen, auf Delphinen reitenden Neptun. Vor Lust und freudiger Gier schauerte er förmlich zusammen, denn so reich und prächtig hatte er sich das Schloß in den Moselbergen nicht gedacht und — „Alles dies ist mein — mein!“ rief er leise, doch mit glühendem Tone, worauf er sich endlich wieder dem Schlosse zuwandte und dann langsam die breiten Steinstufen der Treppe hinanstieg.

Unter der Thüre erwartete ihn in demüthiger Stellung der Wildhüter Nickel.

„Voran!“ herrschte Wenz ihm zu und mit festem Schritt betrat er das erste Gemach, den Hauptsaal des ganzen Gebäudes. Prächtig, wenn auch etwas verstaubt, waren Tapeten und Möbel, die große Boule-Uhr auf dem Kamin, die Krystallleuchter an den Wänden und der reich mit Stuccatur verzierten Decke. Rechts und links waren die Thüren weit offen und ließen ebenso prächtige wie wohnliche Nebengemächer sehen.

Der neue Schloßherr zögerte, er fürchtete beim Weitergehen seine Unkenntniß der Localitäten zu verrathen und das durfte nicht sein. Auch drängte es ihn, einige Worte mit dem Manne zu reden. Er warf sich daher wie erschöpft, oder in etwas angegriffen auf das seiden-

damastene Sopha mit den verschnörkelten und vergoldeten Armlehnen, doch so, daß sein Gesicht im Schatten lag, dann winkte er den Diener zu sich heran und fragte:

„Seit wann bist Du im Dienst hier im Schlosse?“

„Drei Jahre sind es, gnädiger Herr, da machte mich der verstorbene Herr von Beuren zu seinem Gärtner und Wildhüter; ich bin aus dem Dorfe dort und diente früher im Schlosse für Taglohn.“

„Wo halten sich die übrigen Diener auf?“

„Das mag der Himmel wissen! Außer den wenigen Taglöhnern aus unserm Dorfe, die dann und wann im Garten beschäftigt waren, sind Knechte und Bediente auf und davon gegangen, nachdem der gestrenge Herr Vogt von der Leyen sie ausgezahlt und entlassen. Nur ich durfte bei dem alten Herrn Gottfried bleiben. Doch wird es der Herr Kammerdiener und Secretarius wohl nicht lange mehr machen und es ist ein wahres Glück, daß Euer Gnaden endlich gekommen.“

„Hat der Alte, welcher die Aufsicht über Alles führte, Dir nicht die Schlüssel zu den Kisten und Kasten für mich gegeben?“

„Nein, gnädiger Herr,“ antwortete der Knecht mit einiger Verlegenheit. „Er sagte, daß er Euch dies Alles selbsten einhändigen wolle, auch noch verschiedene Mittheilungen Eures verstorbenen Herrn Vaters zu machen habe, und da er zugleich vor Begierde brenne, Euer Gnaden wiederzusehen, doch sterbenskrank darniederliege und nicht anherkommen könne, um seine Aufwartung gebührendermaßen zu machen, so bitte er dringend den gnädigen Herrn von Beuren, sich doch zu ihm in das Pfarrhaus bemühen zu wollen.“

Der Andere schwieg einen Augenblick und starrte finster vor sich hin. Er rang nach einem Entschluß, denn was er jetzt zu thun im Begriff stand, erschien sogar dem harten Menschen widernatürlich. Doch es mußte sein, es gab keinen andern Ausweg. Er fühlte, daß er verloren sei, wenn er mit dem Alten zusammenträfe und wie das Glück ihn abermals begünstige, indem es dieser gefährlichen Persönlichkeit unmöglich geworden sich ihm zu nähern. Entschlossen richtete er endlich das Haupt wieder empor und den Wildhüter mit einem halb verächtlichen,

halb drohenden Blick anschauend, rief er mit barschem Tone:

„Weg damit! ich will ihn nicht sehen. Ich habe an den Todten und Sterbenden der letzten Kriegsjahre genug und mag hier kein solches Schauspiel mehr haben. Er kann ohne mich abfahren, das sage ihm und gieb ihm zugleich diesen Brief meines — Vaters, mit dem abermaligen ausdrücklichen Befehl, Schlüssel und Alles, was er noch von meinem Erbe in Händen habe, mir sofort auszuliefern, wenn ich ihm nicht den Ortsschulzen, oder gar den Vogt von der Leyen auf den Hals schicken soll. Dabei bleibt's und nun — marsch fort!“

Zugleich nahm er den Brief des verstorbenen Herrn von Beuren, der ihm schon einmal so gute Dienste geleistet, aus der Brusttasche seines rothen Rockes und hielt ihn dem starr mit offenem Munde dastehenden Nickel entgegen.

Der Mann war durch die barsche Rede seines neuen Gebieters derart in Schrecken versetzt worden, daß er im ersten Augenblick vollständig unfähig war ein Glied zu rühren. Höchst unsanft wurde er indessen geweckt, denn

Wenz war plötzlich aufgesprungen und ihm einen derben Schlag auf die Schulter gebend, schrie er:

„Aufgewacht, Schlafmütze, und hinaus! oder beim Satan! ich mache dir Beine!“

Der Mensch zuckte unter der Wucht des Schlages förmlich zusammen, doch schon im nächsten Augenblick griff er hastig nach dem Briefe und rannte wie besessen davon, ohne ein Wörtchen zu sagen, oder sich nur mit einem Blick nach seinem neuen grimmigen Herrn umzuschauen. Eine laute höhnische Lache schickte Wenz ihm nach, dann rief er:

„Das wäre gelungen! Nun kann er im Pfarrhause und im Dorfe sagen, der neue Herr von Beuren sei der leibhaftige Satan, die Kerle werden es ihm schon glauben und mir so viel als möglich vom Halse bleiben! Doch läuft der Bursche so fort, wird er bald wieder hier sein und ich habe keine Zeit zu verlieren.“

Nun ging eine plötzliche Veränderung mit dem Manne vor. Mit der Behendigkeit eines Raubthiers sprang er in eines der Nebengemächer und schaute sich um. Es war ein kleiner reich ausgestatteter Spiel- und Musik-Salon,

denn ein Brettspiel und ein vergoldetes Spinett bemerkte er. Doch Wenz hielt sich nicht auf; er wollte sich nur flüchtig in dem ganzen Gebäude, das er als Sohn des Hauses doch kennen mußte, umsehen, und so eilte er denn weiter, von Zimmer zu Zimmer, die Treppe hinauf in den obern Stock, dann wieder hinunter durch die Räume des andern Seitenflügels. Ueberall Pracht und Reichthum, kostbare Möbel, seidene Vorhänge und bunte Draperien, schwellende Betten und riesige Schränke, die gewiß voll Linnen und Kleidungsstücke staken. In dem letzten Zimmer, das wieder an den Hauptsaal stieß, verweilte der Hastige, nach Ruhe und Athem ringend, längere Zeit. Es mußte das Arbeitszimmer des Verstorbenen gewesen sein, denn die Möbel waren einfacher und zeigten stärkeren Gebrauch. Besonders fesselte eine große verschnörkelte Schreibkommode seine gierigen Blicke. — „Hier hat er gesessen und — gerechnet, und hier liegt sein Geld," murmelte Wenz mit unheimlichem Ton, indem er beide ausgebreiteten Hände, wie die Fänge eines Adlers, auf die festverschlossene Platte krallte. Mit mächtiger Kraft rüttelte er an dem Verschluß, doch vergebens! Da ließ sich

der lautschallende Schlag des zufliegenden Hofthors vernehmen, ein Zeichen, daß der Wildhüter zurückgekehrt sei. Wenz eilte in den Saal und saß bereits wieder scheinbar ruhig an derselben Stelle auf dem Sopha, als Nickel keuchend und athemlos das Gemach betrat.

Der Bursche hielt ein gewaltiges Schlüsselbund, den bewußten Brief und ein Stück Papier in den Händen, doch noch bevor er ein Wort zu reden im Stande war, sprach Wenz ihn an, diesmal mit freundlichem Tone, wohl um den Menschen nicht vollends einzuschüchtern und gar zu sehr von sich abwendig zu machen.

„Wie ich sehe, hast Du meinen Auftrag rasch und pünktlich ausgeführt. Das ist recht, so lieb ich's, und fährst Du so fort, werden wir schon gut mit einander auskommen. Jetzt gieb die Schlüssel her und richte Deine Botschaft aus."

Nickel fühlte sich in der That durch den Ton und die Worte merklich beruhigt und indem er das Bund Schlüssel und den Brief auf den Tisch niederlegte, reichte er seinem Herrn das Stückchen Papier und sagte:

„Ich meldete Herrn Gottfried den Befehl des gnädigen Herrn und gab ihm den Brief. Er warf nur einen Blick hinein und ließ mir dann durch den Herrn Pfarrer die Schlüssel reichen, worauf er einige Zeilen für Euer Gnaden auf dies Stückchen Papier schrieb. Es wurde dem armen kranken Mann herzlich schwer und er weinte fast — daß er Euch nicht sehen sollte. Doch hofft er zu Gott, in einigen Tagen so weit zu sein, um seine Aufwartung machen zu können."

Wenz zuckte gleichgültig die Achseln, während er sich bemühte, die Schriftzüge, welche das Papier enthielt, zu entziffern. Doch dies war nicht leicht, denn die Buchstaben erschienen verzerrt, wie von der Hand, mit dem Blick eines Schwerkranken geschrieben. Auch waren sie an verschiedenen Stellen verflossen, als wenn einzelne Wasser- oder Thränentropfen darauf niedergefallen.

Dem harten Menschen pochte das Herz und finster zog sich seine Stirne zusammen, während die Nägel der Finger das Papierstückchen preßten und zu zerreißen drohten. Ohne aufzublicken und weiter zu dem ängstlich vor ihm stehenden Wildhüter zu reden, setzte er seine Bemühung, die Schrift zu entziffern, fort. Nur einige Wörter vermochte er zu lesen; sie lauteten:

— „Gold — Schreibkommode — geheime Gefache." —

Verächtlich warf Wenz das Papier vor sich auf den Tisch, indem er murmelte:

„Dummheiten! Ein kräftiger Faustschlag, oder ein Fußtritt wird das alte Möbel schon zwingen, mir seinen Inhalt herauszugeben."

Jetzt begann seine ganze Gestalt sich zu recken und zu dehnen; er blickte auf und das finstere Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, bis er endlich mit einem ganz andern, fast heitern Ton, der dem armen Nickel wie Musik klingen mußte, sagte:

„Das wäre abgethan, jetzt wollen wir an Anderes denken. Holla, Bursche, ist Wein im Keller? Ich hoffe es, wenn auch die Küche kahl sein wird, wie ein ausgestorbenes Mauseloch. Nimm die Kellerschlüssel, welche Du ja kennen mußt, springe hinunter und hole mir vom Allerbesten — und zur Genüge, denn ich will die Nacht zum Ordnen meiner Angelegenheiten benutzen. Für einen Imbiß wirst Du auch wohl Sorge zu tragen wissen. Geh

in's Dorf und bringe, was Gutes aufzutreiben ist, der neue Herr von Beuren wird es zahlen. — Aber flink, wenn ich nicht ein neues Donnerwetter loslassen soll."

Nun streckte er sich behaglich in seiner ganzen Länge auf dem weichen seidenen Sitz aus, während Nickel schon das Schlüsselbund geöffnet und die ihm wohlbekannten Keller- und Schrankschlüssel herausgesucht hatte. Flink, wie ihm befohlen, sprang der Mann von dannen und nicht lange dauerte es, da prangte vor dem neuen Schloßherrn, der seine bequeme Stellung nicht verlassen hatte, ein großer silberner Präsentirteller mit einer gewaltigen Kanne von gleich edlem Metall und kostbarer Arbeit und einem feinen geschliffenen Kelchglase.

Das Auge des Ruhenden blitzte, seine Brust hob sich sichtbar vor Lust und sündiger Befriedigung. Ein Wink und Nickel schenkte das Glas voll Wein, der golden blinkte und das Zimmer wahrhaft durchduftete. Nur halb erhob sich Wenz und ließ dann in einem langen Zuge den köstlichen Inhalt des nicht kleinen Trinkgefäßes die Kehle hinabfließen. Mit einem „Ah!" der Befriedigung setzte er das Glas wieder hin und fragte:

„Und das Essen, Bursche, wie steht es mit dem?"

„Ich habe schon früher daran gedacht und im Pfarrhofe braten in diesem Augenblick ein paar fette Hühner für Euer Gnaden, die ich nun holen werde."

Einen staunenden, doch wohlzufriedenen Blick warf Wenz auf den Wildhüter, dann rief er:

„Beim Satan, Bursche, ich habe Dich verkannt! Du bist anstelliger, wohl auch — schlauer als ich gedacht. Um so besser! einen solchen Kerl kann ich gebrauchen."

„Der gnädige Herr soll schon mit mir zufrieden sein. Morgen werde ich für Besseres sorgen, denn an Wild fehlt es nicht in unserm Revier!" So rief Nickel vergnügt und schon im folgenden Augenblick sprang er wieder hinaus, um das nöthige Gedeck, welches ebenfalls von Silber war, und dann den Braten aus dem Pfarrhause zu holen.

Wenz war wieder allein; seine Stellung veränderte er nicht und in Gedanken schien er das Erreichte durchzukosten und mit Muße zu genießen. Diesmal dauerte es eine ziemlich lange Weile, bis Nickel zurückkehrte, doch brachte er dafür, als er endlich anlangte, nicht allein ein

paar appetitlich ausschauende gebratene Hühner, sondern auch noch etwas ganz Anderes mit, das dem neuen gnädigen Herrn von Beuren nicht so gut munden sollte.

Vor dem Dorfe war der Wildhüter einem Reiter auf einem schwerfälligen Gaul begegnet, der nicht recht zu wissen schien, ob er weiterreiten oder einkehren sollte. Eine an Nickel gestellte Frage und deren Beantwortung durch den Wildhüter schienen entscheidend zu wirken, denn der Reiter trieb seinen Gaul von Neuem an und trabte neben dem mit seinem Braten eilig dahinlaufenden Diener des Herrn von Beuren auf das Schloß zu. Der neue Ankömmling war kein Anderer als der Sponheim'sche Thurm- und Gerichtsschreiber, der gekommen, um dem Schloßherrn durch dessen Vorladung nach Trarbach eine gewiß ebenso unerwartete als unwillkommene Ueberraschung zu bereiten.

Mit dem sehnlichst erwarteten Braten empfing Wenz die Nachricht, daß ein fremder Mensch den Herrn von Beuren zu sprechen wünsche.

„Wird wohl ein Abgesandter des Cröver Vogts sein," sagte sich Wenz, indem er das gebratene Huhn zerlegte und dann zu essen begann. „Wer sonst könnte auch schon

von meiner Anwesenheit im Schlosse wissen?" Laut und essend setzte er hinzu: „Nur herein mit dem Manne!"

Im folgenden Augenblick trat der Thurmschreiber ein, sich schon an der Thüre in furchtsam-devoter Weise tief und immer tiefer vor dem vornehmen Herrn verbeugend.

„Genug der Grimassen!" herrschte Wenz barsch und ungeduldig ihn an, „und heraus mit der Sprache. Wer schickt Euch — was wollt Ihr von mir?"

„Halten zu Gnaden, gnädiger Herr," stotterte der Trarbacher, „ich komme im Auftrag des gräflich Sponheim'schen Gerichts — das heißt des wohlehrsamen Herrn Schultheißen von Trarbach, wie auch des gestrengen Herrn Vogt's von Chur-Trier, um Euer Gnaden dies Schreiben zu überreichen."

Wenz war anfänglich der Bissen im Munde stecken geblieben. Die Ahnung einer ihm drohenden Gefahr hatte ihn mächtig überkommen, doch bei der Erwähnung des Vogts, seines guten Freundes, athmete er wieder auf und ergriff keck das ihm aus geziemender Ferne hingehaltene Schreiben. Rasch war das mächtige Siegel erbrochen und er las. —

Das Essen war vergessen und immerfort starrte der Leser in den Brief, dessen Inhalt er hastig überflogen. Das war rasch gegangen! und welche Folgen?! — Die That war bekannt geworden, den vermeintlichen Thäter hatte man entdeckt, wie auch bereits Aufklärung über die Person des Getödteten erhalten — und er, Wenz, sollte zeugen, — zeugen gegen den eigenen Bruder, der als Mörder angeklagt. Das war zu viel auf einmal, selbst für den Mann mit dem harten Herzen, und Gewalt mußte er sich vor den beiden Leuten, die kein Auge von ihm abwendeten, anthun, um nicht zu verrathen, was ihn bewege und erschüttere. Endlich, nach einer langen unheimlichen Pause hob er das Haupt empor, und den durchdringenden Blick auf den Thurmschreiber gerichtet, sagte er scheinbar ruhig und mit fester Stimme:

„Ich muß in der That glauben, daß meinem Diener irgend ein Unglück passirte, denn sonst dürfte er schon längst hier sein. Setzt Euch her zu mir und während ich esse, erzählt des Genaueren, wie Alles sich zugetragen und wie man den Mörder entdeckt. — Nickel, einen Becher Wein für den Mann!“ herrschte er seinem Diener wieder

in früherer barscher Weise zu, worauf der Wildhüter sich beeilte, dem Befehl nachzukommen, während der Trarbacher keinen rechten Muth zu haben schien, sich in Gegenwart des gestrengen Herrn von Beuren nieder zu setzen und mit demselben zu trinken.

Es dauerte noch eine Weile, bis der Thurmschreiber im Stande war zu erzählen, dann aber wuchs zusehends seine Courage. Herr von Beuren hörte ihm aufmerksam zu, doch aß er nicht weiter, unangerührt blieb das köstliche Geflügel auf seinem Teller liegen — der Bericht mußte ihn wohl mehr als gewöhnlich interessiren. Keine Sylbe sprach er und erst nachdem der Mann alles erzählt, was er wußte — und er wußte nur zu viel! — vermochte Wenz zu sagen:

„Euer Bericht hat mich ergriffen — ich will es nur gestehen — das Schicksal meines armen Dieners geht mir zu Herzen, denn daß er es ist, scheint mir nach der Auffindung des Gauls fast keinem Zweifel mehr zu unterliegen. Doch will ich mich selbst überzeugen und morgen — nach Trarbach kommen. Nehmt dies Goldstück für Eure Mühe, reitet heim und vermeldet meinen Willen

den beiden Herren, doch vergeßt nicht, dem von der Leyen mit meinem Gruß zu sagen, daß ich ihn morgen bei meinem Einritt sofort in seiner Herberge aufsuchen werde."

Der Andere steckte das ihm gereichte glänzende Stück Geld freudestrahlend ein, dann erhob er sich und verließ nach mehrfachen Verbeugungen, von Nickel gefolgt, den Saal und das Schloß, um seelenvergnügt über den Ausgang seines Auftrags nach Trarbach zurückzukehren.

In die Kissen des Sophas sank Wenz zurück und eine lange, lange Weile blieb er nachdenkend liegen. Er fühlte sich in der That ergriffen, beunruhigt und war nicht im Stande, so sehr er sich auch anstrengte, die ihm drohende Gefahr als eine leicht und glücklich vorübergehende sich vorzuführen.

Sein eigener Bruder ist der That angeklagt, die er, Wenz, begangen, und zwar durch eine seltsame Verkettung von Umständen, die abermals er, wenn auch unabsichtlich, veranlaßt. Schon taucht ein höllisch schwarzer Gedanke in dem entarteten Menschen auf: der Bruder aus dem Wege — hat er von ihm nichts mehr zu fürchten. Doch vorher wird er ihn sehen, ihm gegenüber stehen und Jener wird ihn erkennen. — „Das darf nicht sein!" schreit er, von plötzlicher Angst gequält und von seinem Lager emporfahrend, auf. „Doch wie es verhindern?!" tönt es gleichsam als Antwort, und wieder sinkt er brütend in die weichen seidenen Kissen zurück.

Den Diener heißt Wenz die Lichter anzünden, sich dann entfernen und einen Theil der Nacht bleibt er ausgestreckt auf dem Sopha liegen. Endlich erhebt er sich und betritt festen Schrittes das Arbeitszimmer des verstorbenen Herrn, um einen Versuch zu machen, die geheimen Gefache der Schreibkommode zu öffnen.

Zehntes Capitel.

Im Thurm.

Die Stadt Trarbach besaß zur selben Zeit zwar noch Mauern mit Thoren und Thürmen, doch hatten diese Befestigungen in den letzten Kriegen stark gelitten, besonders im Jahre 1734, als die Franzosen die Stadt durch einen Handstreich, die sie beherrschende Gräfinnenburg nach langer und harter Belagerung eroberten. Da wurde die feste Burg der Gräfin Lauretta von Sponheim gesprengt und zerstört, so daß nur Ruinen von dem einst so stolzen Herrensitze übrig blieben. Damals litten auch die Trarbach'schen Thürme und Mauern sehr, und zur Zeit unserer Erzählung, also etwa vierzehn Jahre nach jenen Kriegsdrangsalen, dachten die Bürger noch nicht daran, ihre Heimath auf's Neue zu befestigen. Nur nothdürftig waren

die Mauerlücken, die Thürme reparirt worden, besonders der Thurm, welcher früher die Verbindung mit der Gräfinnenburg beschützte. Ueber der Stadtmauer ragte er mit seinen zerbröckelten Zinnen empor. Auch in seiner unteren Hälfte zeigte er noch starke Breschen und Risse im Mauerwerk, doch die kleinen Schießlücken des oberen Theils waren mit starken Eisengittern wohl verwahrt. Ueber die Stadtmauer führte der Weg in den Thurm und vermittelst hölzerner Leitern gelangte man durch ein festes Gewölbe in den ebenfalls gewölbten oberen Raum, der als Gefängniß für schwere Verbrecher diente.

Es war eine niedere runde Zelle, die nur ein aus vier Brettern rohgezimmertes Lager, das mit moderndem Moos gefüllt war, enthielt. Vier schmale, mit Eisenstäben verwahrte Schießscharten erhellten den engen Raum. Drei davon gewährten Ausblicke nach der Mosel, über die alterthümliche Stadt und nach dem Thal des Kautenbachs, doch die vierte ließ nur eine kahle Bergwand sehen und die zerbröckelten Reste der steilansteigenden Mauer, welche sich nach der hochgelegenen Gräfinnenburg hinaufzog.

In diesem engen Gewahrsam saß der Fischer Jost, den seine Richter der furchtbaren That für überführt erklärt und zum Galgen verurtheilt hatten. Durch die Angst des Schultheißen vor seinem Herrn Collegen, dem chur-trier'schen Vogt, war die hochnothpeinliche Prozedur mit einer für damalige Rechtspflege seltenen Raschheit geführt worden und schon am andern frühen Morgen sollte, wie wir wissen, dem Maleficanten sein Recht geschehen, das heißt: er gehängt werden. So vermeinte denn der arme Jost, daß er nur noch eine Nacht zu leben habe, denn was nach seiner Verurtheilung vorgefallen und eine Verschiebung der Execution, sowie eine neue Prozedur nöthig gemacht, war dem armen Menschen unbekannt geblieben. In dumpfem Brüten saß er da, nur von dem Gedanken an sein todtes Weib, sein hülfloses Kind erfüllt. Seit seiner Verhaftung hatte kein anderes Denken in ihm aufkommen können; unablässig sah er das bleiche Antlitz der geliebten Todten vor sich. Bei seiner Ueberführung nach Trarbach, selbst während des Verhörs hatte dies Bild ihn nicht verlassen und so war es denn gekommen, daß er auf die Fragen seiner Richter kaum oder nur nothdürftig und fast verlegen geantwortet. Hierdurch waren Jene in ihrem Glauben an die Schuld des Gefangenen nur bestärkt worden und die Verurtheilung mußte erfolgen. Theilnahmlos hatte Jost das Urtheil mit angehört, und ohne ein protestirendes Wort ließ er sich in den Thurm führen, den er morgen mit Tagesgrauen verlassen sollte — um dann für immer und auf so entsetzliche Weise von der Welt zu scheiden.

Unbeweglich blieb er auf dem Steinboden sitzen. Er hörte nicht die schwere Fallthüre, die lautschallend zuschlug, nicht wie eine Leiter weggezogen wurde und die Knechte den Thurm verließen. Er achtete auf nichts, denn immer und immer nur sah er ein todtes Antlitz, das ihn mit halbgeschlossenen Augen anstarrte. Stunde um Stunde verging also und die Nacht kam heran. In dem engen Gelaß wurde es bald dunkel, während draußen erst die Abenddämmerung hereingebrochen war. Jetzt erst schaute Jost auf. Eine Weile starrte er umher, als ob er aus einer dumpfen Betäubung erwache, dann aber, das Bewußtsein seiner Lage mußte in ihm lebendig geworden sein, schlug er beide Hände vor das Gesicht und fing schmerz-

lich an zu weinen. Die Thränen lösten vollends die Bande, welche seinen Geist bis dahin gefangen gehalten, und immer heller wurde es in ihm, immer klarer erschien ihm seine entsetzliche Lage. Als überführter Mörder sollte er am Galgen sterben und sein Kind — die Schande des Vaters tragen durch das ganze Leben! Das war zu entsetzlich, und sein Körper begann sich zu schütteln vor Weh und Erregung. Da hielt er plötzlich inne, ließ die Hände sinken und schien zu horchen. Es war ihm, als ob er Weinen vernehme — das Weinen seines armen Kindes! Es klang ihm so bitterlich in's Ohr, fast als ob es Worte gewesen wären, die den Jammer kündeten, der das als Tochter eines Mörders gebrandmarkte arme Wesen unablässig verfolge und peinige.

„Das darf nicht sein!“ schrie der Mann plötzlich auf und sprang vom Boden empor. „Ich darf nicht als Mörder sterben — um meines Kindes willen nicht!“ Neue Kraft schien ihn zu beseelen und, als ob der Gedanke sofort zur That werden sollte, eilte er an eines der engen Fenster hin und schaute hinaus.

Draußen lag die Abenddämmerung über der Stadt und den Bergen gebreitet, doch Jost vermochte noch immer so viel zu sehen, um zu erkennen, in welcher Gegend sein Gefängniß liege. Nach Traben konnte er hinüber schauen, dort, nach dem wilden Kautenbach-Thal, und hier sah er die Bergwand der zerstörten Gräfinnenburg ganz nahe vor sich. Wie ein Blitzstrahl durchfuhr es ihn, dort liegt Dein Rettungsweg, dort hinaus soll es gehen! An den Eisenstäben der Schießscharten rüttelte er mit aller Macht, doch vergebens! Die waren zu fest in das starke Mauerwerk gefügt, als daß man ohne Werkzeuge sie hätte lösen können. Selbst wenn dies gelungen, wenn es möglich gewesen, sich durch die gar schmale Oeffnung hindurchzuzwängen, so war ein Hinablassen von dieser Höhe ohne genügende Stricke eine Unmöglichkeit.

Bald wurde Jost ruhiger, da er fühlte, daß ein sinnloses Beginnen ihm die Freiheit nicht würde verschaffen können. Er kannte nun den Thurm, wußte, das dessen Mauerwerk von außen, besonders in den unteren Theilen, an mehreren Stellen Lücken hatte und stark zerbröckelt war. Konnte er in das unter ihm liegende Ge-

wölbe gelangen, so war viel — vielleicht Alles gewonnen. So machte er sich denn allsogleich an die Untersuchung der Fallthüre. Rasch überzeugte er sich, daß dieselbe von unten durch ein schweres Schloß geschlossen werde. In zwei starken eisernen Kloben, im Mauerboden der Zelle befestigt, bewegte sich die Thüre. Hier zeigte sich eine Aussicht auf Erfolg, denn als Jost mit aller Kraft an diesen Eisen zu rütteln begann, fühlte er, wie sie nachgaben und sich bewegten. Das Gefüge der Steine war locker und es zerbröckelte mehr und mehr, je länger Jost an den Kloben rückte und zog. Immer glühender loderte der Trieb sich zu befreien in ihm auf, und dieser kleine, doch sichere Erfolg gab ihm neue Kräfte. Auf dem Boden lag er und während Schweiß sein Angesicht überströmte, arbeiteten die Hände an den Eisen, die endlich — endlich, eines nach dem andern, nachgaben und dann zwischen den Steinen herausgezogen werden konnten.

Erschöpft ließ sich der Gefangene nun auf den Steinboden niederfallen. Matt sanken seine Arme nieder und hörbar keuchte seine Brust, denn so anhaltend und mit dem Aufgebot aller Kräfte hatte er gearbeitet. Eine Weile

mußte er also liegen bleiben, bis er im Stande war ruhiger zu athmen. Dann aber ging er wieder an's Werk. Die schwere Fallthüre, die nur noch von dem Hängeschloß gehalten wurde, ließ sich emporheben und der Ausgang war frei.

Doch welch' ein Ausgang zeigte sich dem Armen! Wie ein schwarzer Schlund gähnte ihm das Innere des Thurmes entgegen. Die Leitern waren fort und wie tief es bis auf den Boden des Thurmes sei, vermochte Jost nicht zu erkennen. Einen Stein warf er hinab und es dauerte merklich lange, bis ein Schall ihm kündete, daß derselbe unten aufgefallen. Das untere Gewölbe erwies sich als zerstört, und hohl war der Thurm bis auf den Boden.

Entsetzt, mit irren, verzweiflungsvollen Blicken starrte Jost in die schwarze Tiefe unter ihm. Eines hatte er erreicht — um zu sehen, daß eine Rettung wohl unmöglich sei. Mit Gewalt versuchte er sich den Weg zu vergegenwärtigen, auf welchem er in den oberen Gefängnißraum gekommen. Mehrere Leitern war er emporgestiegen, durch ein zertrümmertes Gewölbe, bis er in seinem Kerker angelangt. Hinabzuspringen war nicht möglich und um sich

hinab zu lassen, dazu fehlte ihm Alles. Wie er so in die Tiefe hinabschaute, ungewiß ob er den entsetzlichen Sprung wage, der ihn entweder befreien, oder für immer vernichten könne, bemerkte er eine ziemlich große Oeffnung in der Mauer des Thurmes und nicht weit unter dem Gewölbe, auf welchem er stand. Es war eine vom Feinde geschossene Bresche, die man nicht nöthig gefunden zu repariren, da der obere Raum ja fest verwahrt war. Das matte Licht des Nachthimmels ließ die Lücke erkennen, wie auch die gewaltige Dicke der Thurmmauer. Auf diese Stelle richtete Jost sein Augenmerk, konnte er sie erreichen, so glaubte er sich befreit. Ein Herabklettern an der zerbröckelten Außenmauer des Thurmes durfte wohl schwierig, doch am Ende zu bewerkstelligen sein.

Auf den Boden, vor die offene Fallthüre setzte sich Jost und strengte all seine Denkkraft an, um ein Mittel zu finden zu dieser Mauerlücke zu gelangen. Das Innere seiner Zelle mochte einen Durchmesser von etwa fünfzehn Schuh haben, er sich also ungefähr zehn Schuh von der rettenden Oeffnung entfernt befinden. Ein Brett von dieser Länge hätte eine Verbindung zwischen der Fallthüre und

jener Mauerlücke herstellen können. Doch woher ein solches nehmen?

Da fuhr der Sinnende plötzlich auf, er mußte gefunden haben, was er gesucht, denn nach der Stelle, wo er sein ärmliches Lager wußte, bewegte er sich. Den hölzernen mit Moos gefütterten Bettkasten betastete er. Gefunden und — gerettet! hätte der Arme aufjubeln mögen, wenn ihn nicht die Furcht vor dem Knechte zurückgehalten, der draußen auf der Stadtmauer den Thurmeingang bewachte, wie er dies früher deutlich gesehen. Das leichtgefügte Gestell riß er auseinander und nun sah er sich im Besitz von zwei Brettern, die beide wohl vierzehn Fuß lang sein mochten und ihm ganz gut als Brücke dienen konnten. Doch er mußte sie zusammenfügen, da sie einzeln nicht tauglich waren. Hatte er doch die beiden eisernen Kloben, womit die Fallthüre im Boden befestigt gewesen! Ohne Aufenthalt machte er sich an die Arbeit. Vier Löcher mußte er in die Bretter bohren und diese vermittelst der Eisen aufeinander befestigen. Es war ein schweres, langwieriges Beginnen, doch hatte er noch den größten Theil der Nacht vor sich, da der Wächter vor einer Weile erst

die zehnte Stunde in den Straßen geblasen. Die Kloben erwiesen sich als zu dieser Arbeit geeignet und rascher ging sie von Statten, als Jost gehofft. Ununterbrochen mochte er eine Stunde gearbeitet haben, als er am Ziel zu sein glaubte. Er legte die Bretter an ihren Enden übereinander und durch die aufeinanderpassenden Oeffnungen steckte er die schweren Eisen, welche mit ihren im Winkel gebogenen Enden dem also zusammengefügten Holzwerk einen ziemlich fest verbindenden Halt gaben. Freudig athmete der Gefangene auf, dann prüfte er sein Werk. Auf die Mauerbrüstung einer der Schießscharten legte er seine Brücke und stieg daran hinauf. Die Eisen, die Zusammenfügung der Bretter, hielten fest und er konnte getrost an sein Wagstück gehen.

Nachdem sich Jost eine kleine Weile ausgeruht, um frische Kräfte für das, was ihm noch zu thun oblag, zu sammeln, ließ er mit größter Vorsicht die beiden Bretter durch die Thüröffnung gleiten und versuchte, für das eine Ende in der Mauerlücke des Thurms einen Halt zu finden. Doch dies war ein schweres Stück Arbeit, denn die Bretter erwiesen sich als zu kurz, um gut gehandhabt werden zu

können. Es wollte ihm nicht gelingen, wie sehr er sich auch anstrengte. Schon fühlte er seine Kraft ermatten, sein Herz schlug gewaltig bis zum Zerspringen, und in Strömen rann der Schweiß dem Armen über das Gesicht. Schon konnten die blutunterlaufenen Hände die lange schwanke Brücke nicht mehr regieren — nicht mehr halten, schon fühlte er den Augenblick herannahen, wo sie seinen Fingern entschlüpfen und in die Tiefe hinabstürzen würde, und mit einer letzten verzweifelnden Kraft versuchte er das Holzwerk wieder an sich zu ziehen, um später, neugestärkt, einen neuen Versuch zu machen. Doch es war zu spät! Langsam entglitt das Ende seinen Händen und nur noch vermochte er sich mit dem Körper darauf zu werfen, um die Bretter zum wenigsten in der gegebenen Richtung zu erhalten, da! — da vernahm er einen dumpfen Schall und die Bewegung hörte auf. Die Bretter mußten an der Mauer selbst einen Halt gefunden, etwa auf einen hervorragenden Stein gestoßen sein — genug, sie saßen fest und die Verbindung zwischen der Zelle des Gefangenen und der untern Thurmmauer war hergestellt.

Ein bang zitternder, doch auch freudiger Laut entrang sich der Brust des armen Menschen, der sich schon verloren gewähnt und im selben Augenblick doch gerettet sah. Nur eine kleine Weile wartete er, dann prüfte er nochmals die Festigkeit der Holzstücke, und seine arme Seele Gott dem Herrn empfehlend, der ihn, den Unschuldigen ja nicht untergehen lassen könne! legte er sich mit dem Leibe auf die schwanke Brücke und ließ sich langsam hinabgleiten.

Bald stießen die Füße wieder die Mauer und nun stand er aufgerichtet da. Tiefschwarze Nacht umgab ihn und unmöglich war es ihm zu erkennen, worauf er eigentlich stehe. Vorsichtig sich bückend tastete er mit den Händen umher und überzeugte sich, daß er in der That auf einem großen behauenen Kragstein, der weit in den Thurm hineinrage, einen Halt gefunden. Dicht zur Seite und nur wenig unter ihm befand sich die Mauerlücke, die er jetzt deutlicher sehen konnte. In der Dicke der Mauer bemerkte er noch einen dunklen Spalt — jetzt erkannte er sogar die Stufen einer Steintreppe, die im Innern der Thurmmauer abwärts führte. Wie athmete Jost bei dieser

Wahrnehmung freudig auf! Er erkannte dies als ein sicheres Zeichen, daß seine Rettung gelingen werde und ohne sich lange zu besinnen, sprang er in die Oeffnung der Mauer hinein. Sein guter Engel beschützte ihn, denn anstatt auf das zackige Mauerwerk aufzuschlagen, berührten seine Füße die Steinstufen und nur sein Körper wurde durch die Gewalt des Sprunges wider die Mauer der Treppe geworfen, so, daß ihm im ersten Augenblick der Athem verging und die Sinne zu schwinden begannen. Doch bald überzeugte er sich, daß er keinen Schaden genommen und ohne Aufenthalt, mit Händen und Füßen seinen Weg untersuchend, stieg er die schmale Treppe im Innern der Thurmmauer hinab.

Nicht lange und Jost kam an eine Oeffnung, die in's Freie führte. Vorsichtig trat er hinaus und horchte.

Er befand sich auf der Seite der Gräfinnenburg in einer kleinen Pforte, welche früher die Verbindung dieses Thurmes mit der Mauer, welche hinauf zur Burg führte, gebildet hatte. Etwas unter ihm lag diese zerstörte Mauer und zur Seite, in der Höhe, erblickte er die Stadtmauer, auf welcher Schritte hörbar waren. Jetzt sah er auch den

mit einer Hellebarde bewaffneten Wächter, wie sich dieser über die Brüstung beugte und in die Tiefe hinabschaute, wohl weil er ein Geräusch unter sich vernommen.

Jost zog sich erschrocken zurück. Da blies der Wächter in den Straßen der Stadt. Zwölfmal klang der Ton durch die nächtliche Stille und der Mann auf der Mauer schlug beim Kommen dieser bedenklichen Stunde, die er an diesem unheimlichen Orte durchwachen mußte, ein Kreuz.

Der rechte Augenblick ist gekommen! sagte sich Jost. Noch einen Blick warf er auf die Bergwand über ihm, dann faßte er sich ein Herz und sprang hinab, auf die Seite der Mauer, welche im tiefen Schatten lag. Hohes Gras bedeckte den Boden und ohne Schaden zu nehmen, ohne nur ein Geräusch zu verursachen, war er unten angekommen — und in Freiheit!

Weiter kroch er auf Händen und Füßen, nicht achtend der Schmerzen, welche ihm seine blutenden Finger verursachten, der Mauer entlang und die Höhe hinan. Ob der Thurmwächter etwas gehört oder gesehen, es war ihm gleichgültig, denn jetzt hätte er mit ihm um seine

Freiheit gerungen. Doch es blieb stille in der Umgebung des Thurmes. Bemerkte der Mann mit der Hellebarde wirklich Etwas, so machte ihn wohl die Furcht verstummen, denn er rührte sich nicht.

Immer weiter gelangte Jost und schon durfte er es wagen sich aufzurichten und ungehindert seine Flucht fortzusetzen. Der zerstörten Gräfinnenburg war er ziemlich nahe gekommen, doch ließ er die Ruinen zur Seite liegen und bewegte sich abwärts, dem Moselufer zu, das er denn auch nach etwa einer Stunde anhaltenden Laufens und Kletterns in der Gegend des ehemaligen Corveyer Hofes, auf einer Insel gelegen, erreichte.

Hier kniete der Gerettete nieder und schickte ein inbrünstiges Dankgebet nach Oben zu dem Herrn der Welt, der ihn zwar so schwer — fast zu schwer heimgesucht, doch auch wieder so sichtlich beschützt, mit der Bitte, daß er ihn und sein armes Kind auch ferner in Gnaden bewahren möge. —

* * *

Tiefe Nacht breitete sich über das Dorf Kewenig, dessen Hütten so ruhig und friedlich dalagen, als ob sie

wenige Stunden vorher nicht das Drama erlebt, welches wir in den früheren Capiteln zu schildern versucht. Vor dem Hause am untern Ende des Dorfes schaukelte zwar noch immer der Kahn auf den Wassern der Mosel, die Netze bewegten sich noch leicht in der frischen Nachtluft, doch keine Seele weilte mehr in dem stillen Gehöft, selbst die todte Frau hatte man am Tage heraus geholt und ohne viel Aufhebens auf dem Trabener Friedhof eingescharrt. Gleich einsam schien die nächstgelegene Wohnung zu sein, doch beherbergte diese die Familie des Holländer=Rickes, welche sammt ihrem Oberhaupt, nach den Aufregungen des Tages, ruhig schlief. Rickes glaubte sich durch sein Thun um das öffentliche Wohl hochverdient gemacht zu haben, wenn es ihm auch wieder wehe gethan, gegen seinen Nachbar also auftreten zu müssen. Daß sein Weib das Kind der Todten zu sich genommen, billigte er, wenn er auch nicht gesonnen war, die kleine Ammi bei sich zu behalten. Eine Schwester der Verstorbenen lebte ja in dem nahen Zeltingen als Wirthschafterin des chur=kölnischen Herrn Amtmanns, diese konnte die arme Waise zu sich nehmen. Einstweilen ruhte das Kind in einem rasch

hergerichteten Bettchen neben dem breiten Lager der beiden Gatten und schlummerte, ruhig wie Jene, wie die übrigen kleinen und großen Sprossen der Familie.

Ein Uhr mochte es sein, da wacht die Frau auf, durch ein Geräusch, das in ihrer Stube hörbar geworden. Ein ewiges Lichtchen brennt vor einem Marienbilde und wie sie aufschaut, kaum noch wissend ob sie wache oder träume, sieht sie, wie durch das geöffnete Fenster eine dunkle Gestalt langsam in die Stube steigt. Die Frau will schreien, doch vermag sie es im ersten Augenblick nicht, den Schläfer an ihrer Seite will sie wecken, doch hält sie inne, denn sie glaubt den Mann, der da auf so sonderbarem Wege bei ihr eingetreten, zu erkennen. Auf das Lager des Kindes bewegt er sich zu, fällt dort auf die Knie nieder und scheint zu beten. Doch kein Laut wird hörbar, wohl aber dann und wann ein Ton, als ob der Beter leise weine. Endlich richtet der Mann sich auf, das Zeichen des Kreuzes macht er über das ruhig schlummernde Kind, küßt es auf die Stirne und verschwindet wieder durch das Fenster, unhörbar wie er gekommen.

Auch die Frau, die Alles mit angesehen, muß weinen. „Gott der Herr mag ihm vergeben, wenn er ein Mörder ist!“ so flüstert sie still vor sich hin. „Ich kann es nicht glauben, und in Frieden mag er ziehen.“

Draußen bewegt sich Jost — denn er war es — nach dem Montroyal zu. Einen letzten Blick wirft er auf das Haus, in dem er so still und friedlich gelebt, so glücklich gewesen und das nun öde und todt vor ihm liegt, dann setzt er seinen Weg fort und verschwindet bald im Dunkel der Nacht.

Eilftes Capitel.

Das Glück des Herrn von Beuren.

Der neue Herr des Beurenhofes hatte trotz Allem eine unruhige Nacht gehabt und am Morgen fand er sich matt und abgespannt. Die Furcht vor dem Zusammentreffen mit seinem als Mörder angeklagten Bruder mußte ihn dennoch gewaltig darnieder drücken, und es bedurfte seiner ganzen Willensstärke, um dieser neuen und nicht geringen Gefahr, wie er sich am Abend vorher vorgenommen, mit kecker Stirne entgegen zu treten. Der Tag war kaum angebrochen, als er sich ankleidete und zwar mit größter Sorgfalt, dennoch erschrak er fast, als er sich in einem der Krystallspiegel betrachtete, so fahl war die Farbe seines Gesichts, so eingefallen das fieberhaft blitzende Auge. Den Nickel hatte er am vergangenen Abend fort-

geschickt und der war in seine frühere Wohnung, in das Pfarrhaus und zu dem kranken Herrn Gottfried zurückgekehrt. So mußte sich denn der Herr des Schlosses bequemen, wollte er zu so früher Stunde davonreiten, seinen Gaul selbst aus dem Stalle zu ziehen und reitfertig zu machen. An Gewandtheit hierzu fehlte es dem ehemaligen Dragoner nicht, und da es ihn drängte, vor der Sitzung noch mit seinem Freunde, dem Vogt von der Layen zu reden, so säumte Wenz nicht länger, sattelte sein Pferd, öffnete das Thor und führte das Thier hinaus. Nachdem er den Eingang wieder verschlossen, den Schlüssel zu sich gesteckt, bestieg er den Gaul und trabte langsam, brütend und sinnend, mit finster blickenden Augen vor sich niederschauend, die Straße dahin.

Am gestrigen Tage, bei seinem Einzug in Schloß Beurenhof, war er vor dem Dörfchen von der Straße abgewichen, jetzt aber, des Weges kaum achtend, durchritt er den kleinen ärmlichen Ort. An der Kirche, an dem einfachen doch freundlich gelegenen Pfarrhause ritt er vorbei, ohne es zu ahnen, und setzte dann den Weg nach Trarbach fort.

In der Herberge traf er den chur-trier'schen Vogt just beim Morgenimbiß und so ungezwungen, als gelte es einen gewöhnlichen Besuch, begrüßte er Jenen, doch lehnte er die Einladung mitzuspeisen ab. Obgleich Wenz noch nichts zu sich genommen, auch in der scharfen Morgenluft schon einen tüchtigen Ritt gemacht, so war es ihm doch nicht möglich, etwas zu genießen; er gab vor, durch das blutige Ereigniß sehr angegriffen zu sein, was ihm der von der Layen dreist glauben konnte, und erst nach beendigtem Verhör gedenke er ordentlich zu frühstücken. Dafür ließ er sich aber von dem Vogt die Vorfälle der Reihe nach und nochmals haarklein mittheilen, was zu thun der eifrigen Gerichtsperson nicht geringe Freude machte. Mit geschärfter Aufmerksamkeit horchte Wenz diesem Bericht, der ihm jedoch nichts Neues kündete und vor allen Dingen ein Zusammentreffen mit seinem Bruder nicht zu ersparen im Stande war. Er mußte Jenem gegenübertreten und nur die äußerste Keckheit vermochte ihn zu retten. Noch ersuchte er Herrn von der Layen um Mancherlei, wie er den Gang der Procedur eingehalten wissen wollte, was Jener bejahend billigte, dann begleitete er, äußerlich ruhig und scheinbar tiefernst,

doch im Innern furchtbar erregt, den Vogt nach dem Saal des Kellereigebäudes. Dort trafen Beide bereits den Trarbacher Schultheiß sammt den Schöffen, die nach dem rasch bekannt gewordenen Einritt des Herrn von Beuren sich eiligst im Gerichtslokal versammelt hatten.

Die Prozedur konnte beginnen und schon wollte Herr Pancratius Zumpt mit süßsauerem Gesicht den harrenden Knechten den Auftrag ertheilen, den Delinquenten aus dem Thurm anher zu schaffen, als der Vogt von der Layen beantragte, vorerst die Deposition des neuen Zeugen zu vernehmen und zu genauerer Informirung demselben die Protokolle vorzulesen sowie den Gaul vorzuführen, sintemalen es besser sei, dies Alles in Abwesenheit des Malecanten vorzunehmen, der ja von der zu machenden Aussage des gnädigen Herrn nichts zu wissen benöthige. Der Trarbacher Schultheiß mußte sich mit diesem Antrag einverstanden erklären, und so las denn der Thurmschreiber die zahlreichen und nicht kleinen Protokolle, welche am vergangenen Tage fabricirt worden, nochmals vor. Hierdurch ward es Wenz vergönnt, sich so viel als möglich zu sammeln und auf den gefürchteten Augenblick vorzubereiten.

Endlich war es an ihm zu reden und in ruhiger klarer Weise erzählte er, wie er mit seinem Diener, einem Dragoner seines Regiments, von Mastricht durch die Eifel, der Mosel zu geritten, selbigen jedoch wenige Stunden vom Ziel ihres Rittes, des hufkranken Gaules wegen, habe zurücklassen müssen, mit dem Bedeuten, langsam nachzukommen. Er, Hans von Beuren, habe seinen Weg nach Uerzig fortgesetzt, allwo er mit dem Herrn Vogt von der Layen zusammengetroffen, was dieser wohl bezeugen werde, doch seit der Zeit, da er sich von seinem Diener getrennt, nichts mehr von letzterem vernommen. Da er den aufgefundenen herrenlosen Gaul als den des Vermißten anerkenne, so müsse auch er allerdings annehmen, daß der Gemordete kein Anderer sein könne, als sein vermißter Diener.

Diese Rede des gar ernst, fast drohend blickenden Herrn in dem schimmernden französischen Capitainsrock machte großen Eindruck auf Richter und Schöffen und bestärkte letztere derart in ihrem Urtheil über den Maleficanten, daß Herr Pancratius Zumpt abermals etwas vorschnell mit dem Antrag herausrückte, den Delinquenten

als überführt und verurtheilt nicht mehr vorzufordern, sondern sofort zur Execution zu schreiten. Wenz athmete auf, solche ihm günstige Wendung hatte er nicht erwartet, noch geahnt. Wie ergrimmte er deshalb, als der von der Layen, sein guter Freund, Protest gegen diesen Antrag erhob. O, er hätte den Allzueifrigen in diesem Augenblick erdrosseln können! Doch sein Grimm nutzte nichts, der Herr Vogt von Chur-Trier durfte nicht zugeben, daß das Urtheil des Maleficanten ohne seine Unterschrift, seinen richterlichen Consens bliebe. Er bestand daher, trotz der zornig-finstern Blicke, die der Herr von Beuren auf ihn schleuderte, auf Vorführung des Verbrechers und Confrontirung desselben mit dem Gefährten des gemordeten Dragoners. Somit mußte sich denn der Schultheiß entschließen, die Knechte nach dem Thurm zu schicken, um den Gefangenen herzuführen und Herr von Beuren sich in das einmal Unvermeidliche fügen.

Eine gewitterschwüle Pause der Erwartung trat ein. Der von der Layen hatte endlich denn doch gemerkt, daß sein Antrag dem Herrn von Beuren ungelegen gekommen und war dann vollständig verstummt. Kein Laut war

hörbar in dem weiten Saal und Aller Augen blickten mit größter Spannung auf den weit offenen Eingang.

Wenz hatte sich von allem Anfang so zu placiren gewußt, daß sein Gesicht im Schatten lag, jetzt suchte er sich womöglich noch mehr zurückzuziehen und seine Züge nahmen einen so finstern Ausdruck an, daß sie selbst dem Vogt, der dann und wann scheue Blicke auf seinen reichen Gönner warf, fremd vorkommen wollten.

Eine geraume Weile dauerte diese wahrhaft beängstigende Pause, da wurde es plötzlich draußen in seltsamer Weise lebendig.

Einzelne Rufe aus dem Volkshaufen, der auf der Gasse der kommenden Dinge harrte, wurden laut, die bald zu einem vollständig respectswidrigen Getöse anschwollen. Schon röthete gerechter Zorn das würdige Antlitz des Herrn Schultheißen, schon wollte er Befehl geben, die Gasse von den Frechen zu säubern, als einer der Knechte in den Saal stürzte, und sich nicht im mindesten um althergebrachte Formen, noch um die Würde des hohen Gerichts kümmernd, athemlos schrie:

„Er ist fort — davongelaufen ohne Permission, Ihr Herren! und wenn Ihr ihn wiederhaben wollt, so müßt Ihr Euch beeilen!“

Ein „Ah!“ staunenden Schrecks entrang sich jedem Munde — nur der Ausruf des Herrn von Beuren klang gleich überrascht wie freudig. Größeres Glück hätte ihm in diesem kritischen Augenblicke nicht widerfahren können. Der Gefürchtete war fort, entflohen, nun konnte er ihm nicht mehr schaden! Ganz im Gegensatz zu den Uebrigen hätte er aufjubeln mögen, doch er bezähmte sich rasch und versuchte in das entrüstete Staunen der hintergangenen Gerichtsherren mit einzustimmen.

Im Saal war es in wenigen Augenblicken äußerst lebendig geworden. Das lärmende Volk war den Unglücksboten gefolgt und gleich respectswidrig in das Gerichtslocal eingedrungen, seine staunenden Ausrufe mit denen der Richter und Schöffen vereinigend. Bald kamen die andern Knechte, welche das Gefängniß näher untersucht hatten, sammt dem Wächter mit der langen Hellebarde. Nachdem Herr Pancratius Zumpt mit seinem rothen Angesicht und mehr groben als höflichen Worten die allgemeine Ruhe in etwas hergestellt, berichteten die Leute, wie sie den Thurm gefunden: die Thüre sei erbrochen gewesen und vermittelst des zertrümmerten Bettkastens habe der Maleficant sich durch die große Mauerlücke davongemacht.

„Zu Protokoll!“ schrie der Vogt von der Layen, mit triumphirendem, höhnischem Ton. „Das Sponheim’sche Amt sperrt schwere Verbrecher in ein Gefängniß, dessen Mauern große Löcher haben! Es soll an das hohe kaiserliche Kammergericht zu gebührender Rüge berichtet werden!“

Doch es wurde nichts protokollirt, sondern Herr Zumpt schrie seinerseits den Wächter an, der den Delinquenten hatte entwischen lassen; er drohte dem armen Manne mit Galgen und Rad, Staupenschlag und Spießruthen und ließ ihn nicht zu Worte kommen. Auch die Herren Schöffen mischten sich hinein und es entstand bald ein Getöse, das in Thätlichkeiten überzugehen drohte. Endlich gelang es Herrn Zumpt, seinen Gegner von Chur-Trier zu überschreien. „Zum Thurm! zum Thurm! Dort wollen wir inquiriren und protokolliren!“ donnerte er, zugleich mit beiden Armen um sich schlagend, als ob er seinen Worten dadurch größeren Nachdruck geben wollte.

Der Tumult legte sich in etwas und das ganze hohe Gericht schickte sich zu dem Gang nach dem Thurme an, um sich dort mit eigenen Augen von der überaus frechen Flucht des Gefangenen zu überzeugen, der da bereits in aller Form verurtheilt und dem Galgen verfallen war. Da meinte plötzlich der Herr von Beuren, der lautlos, doch innerlich hochvergnügt die Verwirrung mit angesehen, man solle doch vorher den Wächter hören. Derselbe könne Etwas zu berichten haben, das irgend einen Anhalt für die Verfolgung des Maleficanten zu geben im Stande sei.

Der Vorschlag fand allseitige Billigung und der Mann hatte in der That Seltsames zu berichten:

Schlag zwölf Uhr sei eine gespenstische Gestalt mitten aus der Thurmmauer hervorgetreten, so sagte er, jetzt noch bei dem Gedanken an die nächtliche Erscheinung vor Furcht am ganzen Leibe zitternd. Er habe sich bekreuzigt, einen kräftigen Spruch gebetet und mit gehofftem, gutem Erfolg, denn die Gestalt sei vor seinen Augen in den Erdboden hinter der zerschossenen Mauer verschwunden, und er habe sie glücklicher Weise nicht mehr zu sehen bekommen.

„O, Du Esel!“ konnte Herr Zumpt sich nicht enthalten zu schreien, und in eine laute, recht höhnisch klingende Lache brach der gnädige Herr von Beuren aus. Wenn sich der Jost bereits um Mitternacht aus dem Staube gemacht, so mußte er jetzt schon weit und für die Sponheimer unauffindbar sein. Von ihm hatte er nichts mehr zu fürchten. So dachte er und erhob sich, um ohne weitere Umstände den Saal zu verlassen und heimzureiten.

Auch die Uebrigen waren bereits auf dem Wege zu dem Unglücksthurm, zu dem festen Gefängniß mit dem großen Loch in der Mauer. Da trat der Vogt von Chur-Trier an den Herrn von Beuren heran und fragte mit einer, für solche gestrenge Gerichtspersonnage sehr devoten Verbeugung und merklich ängstlichem Ton:

„Werden der Herr von Beuren uns nach dem Thurm begleiten, um die Entweichung des Maleficanten zu constatiren, dort zu überlegen, was für seine Wiederinhaftirung von Nöthen wäre?“

Doch der Herr von Beuren lachte dem gestrengen Herrn Vogt recht impertinent in's Gesicht und erwiderte:

„Da es Euch so sehr darum zu thun war, den Maleficanten abermals zu inquiriren, so sucht ihn nur, und wenn Ihr ihn habt, dann ruft mich. Bis dahin — Gott befohlen, Herr Vogt von der Layen!“

Damit drehte er dem vollständig verblüfften Vogt den Rücken, und ohne sich weiter um ihn zu kümmern, eilte er der Herberge zu. Dort ließ er sich Wein und Essen reichen, bestieg dann seinen Gaul und trabte vergnügt bis zur Lustigkeit heimwärts.

Der Herr Vogt von Chur-Trier aber ging mit gesenktem Haupte, sich doppelt und sehr hart geschlagen fühlend, in Gesellschaft des ebenfalls äußerst kleinlaut gewordenen Herrn Pancratius Zumpt nach dem bewußten Thurme, um dort nochmals zu constatiren, was man bereits wußte und daß das weltbekannte Nürnberger Sprüchwort zur Zeit sehr passend auf Trarbach anzuwenden sei und lauten könne:

Die Trarbacher hängen Keinen,
Sie hätten ihn denn zuvor!

* * *

Es war gegen Mittag als Herr von Beuren in der Nähe seines prächtigen Schlößchens anlangte. Hatte er am frühen Morgen finster, mit gesenktem Blick und von gerechter Unruhe gequält, das Dorf durchritten, so trabte er jetzt in aller Gemüthlichkeit, den Kopf hoch und den Blick keck nach allen Seiten sendend, durch die Gasse, sich an dem respectvollen Staunen weidend, womit die Dörfler den neuen Schloßherrn in dem scharlachrothen, goldbortirten Rock anstarrten.

Plötzlich, und an nichts Arges denkend, vernahm er aus einem der Häuser einen Aufschrei. Unwillkürlich fuhr der Reiter auf seinem Gaul zusammen und blickte forschend zur Seite.

Er befand sich in der Nähe der Kirche, und aus dem daneben gelegenen Hause, das durch sein Aeußeres vortheilhaft gegen die übrigen Gehöfte abstach, war der Schrei gedrungen. Ein Gedanke leuchtete plötzlich in ihm auf, der ihn mit wahrhaftem Entsetzen erfüllte.

Wenn er an dem Hause vorbeigekommen, wo der alte Mann läge, der ihn — oder vielmehr den Hans von Beuren gekannt? — wenn Jener ihn gesehen — „Alle

Teufel!" schrie Wenz unwillkürlich auf und gab wüthend seinem Pferde die Sporen. „Dein Glück von heute Morgen hat Dich zu sorglos gemacht. So weit bist Du noch nicht, daß Du Dich überall in Sicherheit fühlen kannst!"

Damit sprengte er weiter und dem nahen Schlosse zu. Dort angelangt stieg er vom Pferde und wollte, wie am Morgen, selbst das Thor öffnen und seinen Gaul unterbringen, als er den Nickel in größter Eile vom Dorfe daher rennen sah. Diese Hülfe kam Wenz gelegen und neben seinem Gaul erwartete er den Mann, der endlich athemlos und schweißtriefend bei ihm anlangte.

„Was giebt's?" fuhr Herr von Beuren ihn an, denn das Aeußere des Menschen, seine Gesichtszüge drückten eine heftige Erregung aus.

„So eben," keuchte Nickel, „ist der alte Herr Sekretarius Gottfried — gestorben."

„Ah!" — tönte es langgedehnt und mit einer giftigen Freude aus Wenz hervor und in seinem Innern sagte er sich: „Ein neues Glück, das mir da widerfahren! Haha! Es ist fast, als ob der Satan mehr Gewalt hat als seine heiligen Gegner, denn gut beschützt er die Kecken, die ihm

— und ihrem eigenen Witz vertrauen! Ich erprob's heute schon zum zweiten Male!"

Er hatte dem Nickel den Thorschlüssel zugeworfen, nun rief er:

„Besorge meinen Gaul, dann komme zu mir herein und berichte, wie der Alte abgefahren ist und was — etwa sonst dabei vorgefallen."

Eine Weile darauf lag der neue Schloßherr auf seinem seidendamastenen Ruhesitz, vor ihm stand Nickel und sollte erzählen.

Doch der Mann war verlegen.

„Berichte!" herrschte Wenz ihm zu. „Rede ohne Scheu, ich will wissen, was geschehen und weshalb Du so zaghaft geworden. Doch hüte Dich mich zu belügen! Es könnte Dir schlecht bekommen."

Nickel warf einen eigenthümlichen Blick auf seinen Gebieter, dann, nach kleiner Pause, sagte er in einer zuthulichen Weise, die jedoch auch eines Anfluges kecker Sicherheit nicht entbehrte:

„Es war eine Dummheit, gnädiger Herr! Der Alte

war schon längst schwachsinnig und vor seinem Sterben ist es eben zum Ausbruch gekommen!"

Abermals zog es wie Schatten an den Blicken des neuen Herrn von Beuren vorüber, doch er ermannte sich und rief in früherer Weise:

„Nochmals, Bursche, rede! oder Du sollst meine Peitsche fühlen! Bin ich aber zufrieden mit Dir," fügte er besänftigend hinzu, „so soll es an einem Lohn nicht fehlen. Also — en avant!"

Der Mann erzählte: „Der Alte war in der That den ganzen Tag wie verrückt und ich will meinem gnädigen Herrn getreulich erzählen, wie es gekommen. Als ich gestern Abend, wie geheißen, heimging, um in meiner alten Kammer zu schlafen, trat ich vorher nochmals bei dem kranken Herrn Gottfried ein. Was ich hier von dem Trarbacher Thurmschreiber vernommen, daß der Keweniger Jost den Diener des gnädigen Herrn umgebracht, mußte ich doch dem Herrn Secretarius mittheilen, es ging ja gleichsam auch ihn mit an. Der Kranke ließ sich alles, was ich von dem Vorfall wußte, haarklein berichten, hörte

mir aufmerksam zu, dann bat er mich flehend, doch die Nacht bei ihm zu bleiben und ihm von Euch, meinem gnädigen Herrn von Beuren zu erzählen. Ich hatte rechtes Mitleid mit dem alten Manne und that, wie er es wünschte. Am andern Morgen saß ich noch wachend vor seinem Bette; der Kranke hatte kaum ein Auge zugethan, sondern den größten Theil der Nacht kläglich gestöhnt, wodurch auch ich nicht zum Schlafen gelangte. Gegen sechs Uhr hörte ich den Hufschlag eines Pferdes. Ich schaute zum Fenster hinaus und sah Euch des Weges daher kommen. Eiligst meldete ich dies dem Herrn Gottfried, der ja so große Sehnsucht hatte Euch zu sehen. Er reckte sich mit Mühe empor und sah zum Fenster hinaus. Ihr schautet ernst vor Euch hin und so konnte er Euer Gesicht nicht sehen. „Hans! Hans!" rief der Kranke fast weinend und streckte die Arme nach Euch aus — doch Ihr rittet ohne aufzuschauen dem Hause vorüber.

„Der gnädige Herr reitet nach Trarbach, um gegen den Mörder zu zeugen?" fragte er und als ich bejahte, sagte er erregt: „Dann muß er auf dem

Heimwege wieder hier vorbei kommen — dann werde ich ihn sehen!"

„Hierauf sank er wieder in die Kissen zurück und blieb erschöpft und schwer athmend eine ganze Weile ruhig liegen. Mich wollte er jedoch nicht fortlassen, so ärgerlich es mir auch war, daß ich Euch am Morgen nicht hatte bedienen können und jetzt auch noch bleiben sollte."

„Weiter!" rief Wenz, da der Andere eine Pause machte, und setzte dann gleichsam beruhigend hinzu: „Laß Dich das nicht anfechten, ich brauchte Dich nicht."

„Gegen zehn Uhr," fuhr Nickel fort, „und nachdem Herr Gottfried gegen seine sonstige Gewohnheit eine kräftige Suppe gegessen, auch einen Schluck Wein getrunken, hieß er mich den großen Ledersessel dicht an das Fenster rücken, dann bat er mich ihm zu helfen, damit er aufstehen und sich in etwas ankleiden könne. — Das Alles nur Euch zu Liebe, gnädiger Herr, denn der Alte hatte seit Wochen sein Bett nicht verlassen. — In dem Sessel saß er nun zusammengekauert und blickte unverwandt die Gasse hinab, nach der Richtung hin, von wo Ihr kommen

mußtet. Stunde um Stunde verging und immer sprach er von Euch, von Eurem gemordeten Diener, den sie in Traben unter die Erde gebracht, und für den er große Theilnahme zu hegen schien. Endlich mußtet Ihr in der Nähe sein, denn die Bauern schauten neugierig die Gasse hinunter. Auch hörte ich schon deutlich den Hufschlag Eures Pferdes. Ich machte Herrn Gottfried darauf aufmerksam und der Kranke richtete sich mühsam auf, stemmte die beiden Hände auf das Fensterbrett und starrte hinaus. Ihr waret es; hinter der Linde am Brunnen erschienet Ihr in der hellrothen, prächtigen Uniform.

„Da kommt der gnädige Herr von Beuren!" sagte ich zu dem Alten, indem ich ihn an der Schulter faßte, um ihn zu unterstützen. Ihr kamet immer näher und athemlos starrte er Euch entgegen. Jetzt waret Ihr vor dem Pfarrhause angelangt und da Ihr diesmal den Kopf hoch truget, so konnte Herr Gottfried Euch voll in's Gesicht sehen.

„Einen Augenblick hob sich seine Gestalt, sein Gesicht verzerrte sich, keuchend rang er nach Athem und mit den

Armen fuhr er einige Male, wie abwehrend, in der Luft hin und her, dann stieß er einen entsetzlichen Schrei aus und sank schwer in den Ledersessel zurück.

„Zu Tod erschrocken, neigte ich mich zu ihm nieder — den Herrn Pfarrer, der den Schrei wohl auch vernommen, hörte ich eiligst die Treppe herabkommen — da murmelte der Kranke noch —"

Nickel schwieg und schaute diesmal wirklich verlegen vor sich nieder.

Wenz hatte die Lippen zwischen die Zähne geklemmt und biß sie sich fast blutig, doch als der Andere schwieg schrie er sich vergessend in drohendem Ton:

„Nun, und was murmelte der Narr? — Ich will es wissen!"

„Ach ja, gnädiger Herr, Ihr habt Recht!" entgegnete Nickel rasch. „Der Alte mußte wirklich vor seinem Ende närrisch geworden sein, denn er murmelte — ich hörte es deutlich: — Herr Hans von Beuren — liegt auf dem Trabener Friedhofe — begraben. Dort begrabt auch mich! — Dann war er todt."

Eine wilde, entsetzlich klingende Lache schlug Wenz auf, dann sprang er von seinem Sitz empor und den Wildhüter mit furchtbarer Kraft an der Schulter fassend und schüttelnd, rief er:

„Wer hat die unsinnigen Worte des Verrückten noch weiter gehört?"

„Niemand, Herr!" antwortete Nickel erschrocken. „Als der Herr Pfarrer eintrat, war der Alte schon todt und ich hütete mich wohl ihm zu sagen, was ich gehört —"

„Das war gut!" sagte der Herr von Beuren, durch diese Antwort merklich beruhigt. „Auch hüte Dich mit Jemandem davon zu reden, willst Du Deine gute Stelle bei mir, die ich Dir hiermit zusichere, nicht verlieren. Ich bin den Leuten in der Gegend fremd geworden und möchte nicht, daß durch die Worte eines sterbenden Narren irgend ein — Mißtrauen gegen mich erweckt würde. Jetzt hole mir Wein, vom Besten! Darfst Dir auch einen Becher vollgießen und auf das Wohl Deines neuen Herrn leeren!"

Damit warf er sich wieder auf das weiche, prächtige Ruhelager, und Nickel schickte vergnügt sich an den doppel-

ten Befehl auszuführen. Doch verließ er den Saal nicht, ohne vorher mit einem eigenthümlichen Blick seinen neuen Herrn und Gebieter flüchtig zu streifen und dabei leise für sich zu murmeln:

„Sonderbar! — Wenn der alte Gottfried nun doch kein Narr gewesen wäre?!" —

Ende des ersten Bandes.

Pasqué, Ernst

Montroyal eine Erzählung von der Mosel

Bd.: 1

Berlin 1873